GLEICH

BDA 2.21

GLEICH

INHALT

4 Ein Wort voraus
Klaus Friedrich

6 Égal(ité)
Klaus Friedrich

10 „Ein Fräulein baut eine Stadt“
Irene Meissner

17 Konform
Michael Gebhard

21 Ästhetik der Gleichheit
Cornelius Tafel

32 Gleichheit – Eine Fiktion?
Cornelius Tafel

36 In eigener Sache

38 Narratives Architekturerleben und menschliche Identität, Teil III
Christian Illies

44 Sieben Fragen an Erwien Wachter

46 BDA

54 Persönliches

61 Lesen – Lust und Frust

63 Randbemerkt

70 Impressum

EIN WORT VORAUS

Noch immer ist – gleich – ein großes, politisches und ein nicht en passant zu behandelndes Thema. Das zeigt sich sowohl an aktuellen Gleichstellungsdebatten, wie auch an dem beschämenden Wiederkehren rassistisch oder religiös motivierter Gewalt im öffentlichen Leben. Wir müssen hierfür nicht – wie am Beispiel George Floyds – nach Amerika schauen, auch der jüngst wiederentfachte Nahostkonflikt zwischen Arabern und Juden ist in unserem öffentlichen Raum angekommen.
Als Grundton des Gesellschaftsklimas klingt die Pandemie und die mit ihr einhergehenden Einschränkungen für alle durch, die längst nicht von jedermann als gleich erträglich oder zumutbar empfunden werden. Eine der vielzähligen, periodisch wahrnehmbaren Oberstimmen bildet die Frage, ob und wie sich die

Gleichstellung auch innerhalb der Sprache zeigt. Sie hat auch den BDA erreicht.

Gedanken an die Fundamente des Gleichheitsgedankens unserer jüngeren Geschichte haben Klaus Friedrich dazu geführt, in die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten und die Menschenrechtserklärung der französischen Revolution zu sehen. Dass er dabei auf eine Frau traf, deren Gegenentwurf lange unbeachtet blieb, ist die eigentliche Überraschung seines Textes. Irene Meissner führt im anschließenden Beitrag vor Augen, wie und wie viele Frauen es in den vergangenen einhundertzehn Jahren geschafft haben, sich als Architektinnen in einem, immer noch männerdominierten Beruf eine Stimme und einen Platz zu verschaffen. Neben beklemmenden Tatsachen, lässt die Ironie in ihrem Text auf einen Perspektivwechsel hoffen. Laufen wir beim Aufgreifen bestehender gesellschaftlicher Strömungen und Themen nicht häufig Gefahr, unreflektiert einer Verselbstständigung von Debatten Vorschub zu leisten? Michael Gebhards Text „Konform“ stellt sich der Frage, wie sehr unser Drang nach Anpassung den Wunsch nach individuellem Tun überlagert. Ausgehend von Eigenbeobachtungen führt Cornelius Tafel in seinem ersten Beitrag vor, inwieweit Gleichheit als ein in der Architektur inhärentes Prinzip verstanden werden kann. Dies wird sowohl beim Blick auf Konstruktionsweisen und Materialien als auch bei Vergleichen in artverwandte Disziplinen – wie beispielsweise der Musik – deutlich. Sein zweiter Text bildet die thematische Klammer zu dem ersten Heftbeitrag. Hier geht er der bereits vom Historiker Yuval Harari erörterten These nach, inwieweit Gleichheit eine gesellschaftliche Konstruktion und damit fiktiv ist. Antworten auf offene Fragen lassen eine Fortsetzung im nächsten Heft erwarten.

Nicht jede Ausgabe der BDA Informationen enthält eine Lektüre-Empfehlung. Die Buchbesprechung in dieser Ausgabe hat es jedoch in sich und sei jedem, der an Zufälle glaubt, neben einem guten Hochprozentigen empfohlen.

Viel Freude bei der Lektüre des vorliegenden Hefts wünscht

Klaus Friedrich

GLEICH

ÉGAL(ITÉ)

Klaus Friedrich

Der zweite Satz von Thomas Jeffersons Rohfassung der Declaration of Independence (1776): „We hold these truths to be sacred & undeniable; that all men are created equal & independent, that from that equal creation they derive right inherent & inalienable, among which are the preservation of life, & liberty, & the pursuit of happiness; (…)“ (1) wird gemeinhin als Begründung der individuellen Freiheitsrechte eines jeden Einzelnen angesehen. Dass diese Deutung weit über die politischen Intentionen der amerikanischen Gründungsväter hinausging, hat unlängst der Stanford Historiker Jack Rakove in einem

Artikel im Stanford News Service (2) ausgeführt. Im ursprünglichen zeitlichen Kontext, der Loslösung von den europäischen Mutternationen, sollte vielmehr das Recht der amerikanischen Kolonialisten zum Ausdruck kommen, über ihre politische Verwaltung und Gesetzgebung selbst bestimmen zu können, so wie es andere Nationen für sich auch in Anspruch nahmen. Einer Forderung nach individueller Gleichheit stand die zum 4. Juli 1776 gelebte Praxis der Sklaverei und rassistisch motivierter Ungerechtigkeiten jedoch diametral entgegen. Erst Jahrzehnte nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg begann sich das heute aus der Verkürzung „all men are created equal“ entspringende Bild der Freiheit des Individuums zu formen, das wir mit dem zweiten Satz der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung verbinden.

Eine zweite Quelle des Gleichheitsgedankens ist in dem Vorwort der Französischen Verfassung zu finden: „Les Hommes naissent et demeurent libres et égaux en droits. Les distinctions sociales ne peuvent être fondées que sur l'utilité commune.“ (Déclaration des Droits de l'Homme et du Citoyen de 1789) (3).

Die französische Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte nimmt Anleihen am amerikanischen Vorbild, sichert jedoch zunächst auch nur den Männern ein Recht auf Freiheit, Gleichheit, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung zu. So ist auch sie im historischen Kontext zu sehen. Der Abschaffung der monarchischen Ordnung mit der Beanspruchung egalitärer Rechte für die drei Stände – Adel, Klerus und Bauern, Handwerker, Bürger. Dass die Gleichheit des Individuums ähnlich dem Gleichheitsbegriff in der Declaration of Independence zunächst nur eine relative war und eben nicht alle Schichten der Bevölkerung und alle Geschlechter umfasste, hilft das Pathos, das beiden Erklärungen anhaftet, ein wenig zu dämpfen. Dennoch bleibt die französische Menschenrechtserklärung die erste in Europa. Inhaltlich und symbolisch bildet sie das Fundament des Freiheitsverständnisses der westlichen Welt, auf das sich alle Demokratien berufen.

Individuum

Blicken wir auf den Einzelnen. Die Auffassung von der Gleichheit der Individuen lässt sich von dem Recht auf gleiche Behandlung einer sozialen Gruppe gegenüber einer anderen ableiten. Aus ihr folgt ebenfalls der Anspruch auf gleiche Rechte und Chancen der Individuen untereinander in Bezug auf ihre soziale Herkunft und Hautfarbe; man ist verleitet zu glauben auch in Bezug auf das Geschlecht. Tatsächlich brachte unmittelbar nach der Revolution die französische Frauenrechtlerin Olympe de Gouges im Jahr 1791 mit der „Declaration des Droits de la Femme et de la Citoyenne“ (4) einen Gegenentwurf ein, in dem sie die rechtliche, politische und soziale Gleichstellung der Frau einforderte. Nicht überraschend wurde Ihr Entwurf von der Nationalversammlung jedoch schlicht ignoriert. Die Menschen- und Bürgerrechte, auch dies ein ironi-

sches Detail, wurden nur mündigen Bürgern zuerkannt, die wiederum Männer sein konnten jedoch nicht Frauen. Dies änderte sich im Bereich des Wahlrechts in Frankreich erst 1944.

Die Durchsetzung des Anrechts auf gleichen Lohn bei gleicher Arbeit für Frauen benötigte noch länger. Erst mit dem Equal Pay Act in Großbritannien 1970 (Vorgänger EPA 1963 in den USA) wurde eine Initiative Gesetz, die von der republikanischen Kongressabgeordneten Winifred C. Stanley bereits im Jahr 1944 eingebracht worden war. Und auch das war und ist bekanntermaßen nicht das Ende der Bemühungen.

Vergleich

Werden wir etwas grundsätzlicher, ist zu erkennen, dass der Begriff gleich nicht ohne den Vergleich existiert. Erst in der Bestimmung von Unterschieden lässt sich ausmachen, was gleich und was anders ist. Gleich und verschieden lassen sich nicht unabhängig voneinander denken. Ohne Differenz, ohne Vergleich kann auch kein Prozess des Angleichens und des Ausgleichens stattfinden. Auch das Individuum besteht nur in dem Maß, in dem die Merkmale, die es von seinem Gegenüber abheben, von ihm selbst und von anderen wahrgenommen werden können. Es ist die Grundlage, die eigene psychische Identität zu definieren.

Roger Caillois hat in dem 1935 in der Zeitschrift Minotaure erschienenen Aufsatz „Mimétisme et psychasténie legendaire“ (5) ein Phänomen bei einer Insektenart (Phyllia) beschrieben, die über eine Schutzfunktion verfügt, sich bei Gefahr optisch und morphologisch dem jeweiligen Untergrund anzupassen, um den Fressfeind zu täuschen. Manchmal verkehrt sich das Verhalten jedoch zur tödlichen Falle. Und zwar dann, wenn es von einem Artgenossen für ein Blatt gehalten und selbst gefressen wird. Caillois und später auch Jacques Lacan haben hierauf eine Interpretation gebaut, Krisen räumlicher Selbstwahrnehmung bei Patienten zu beschreiben. Es könnte jedoch auch als Schreckgespenst der Selbstaufgabe gelesen werden, die sich in manch aktueller politischer Diskussion offenbart. Übersteigerter Argwohn vor zeitlich begrenzten Einschränkungen individueller Freiheiten zeigt, wie fragil die Bereitschaft zu solidarischem Handeln bei den Menschen ist, wenn der Anstoß aus Vernunft und nicht aus Angst erfolgt. Dabei hätten wir allen Grund, den Vergleich – und damit den Blick auf unsere individuelle Freiheit – nicht über, sondern neben das Gleiche zu stellen. Es entspräche dem französischen Geist unserer demokratischen Wurzeln weit mehr als das allgegenwärtige Weiter, Schneller, Höher, das sich anschickt, die in der Pandemie etwas abgeflaute Klima- und Ressourcendebatte für sich zu instrumentalisieren.

Auch der Architektur ist der Begriff gleich nicht fremd, von expliziter Herrschaftsarchitektur einmal abgesehen. Er begegnet uns auf der Ebene der Stadtplanung bei Fragen

sozialer Durchmischung von Wohn- und Stadtquartieren, dem Instrumentarium der Sozialgerechten Bodennutzung (SoBoN), des öffentlichen Raums und vielem mehr. Er erstreckt sich auf den gesamten Planungsprozess, der von Interessens-, Qualitäts- und Raumabwägungen gekennzeichnet ist. Er zeigt sich mit einer sozialen Implikation, wenn wir beispielsweise im Wohnungsbau an einem Grundriss die Schaffung nutzungsneutraler Räume gutheißen, mit der eine möglichst flexible Anpassung an die sich verändernden Bedürfnisse der Bewohner gelingt. Der Prozess des Austarierens und Angleichens ist uns so geläufig und vertraut, da er das Herzstück des Gestaltens bildet. In diesem Sinn ist er in unserem Metier positiv konnotiert. Niemand käme auf den Gedanken, im Prozess der Gestaltfindung den Verzicht auf ein Element oder Bauteil als einen Verlust zu sehen, da er immer mit dem Blick auf das Ganze unserer Handlungen erfolgt.

Wenden wir uns zum Ende nochmals Olympe de Gouges zu, die den Freiheitsgedanken im IV. Artikel ihrer Erklärung wie folgt definiert: „Freiheit und Gerechtigkeit bestehen darin, alles zurückzugeben, was einem anderen gehört.“ Im Vergleich dazu ist im Original der französischen Menschenrechtserklärung zu lesen: „Die Freiheit besteht darin, alles tun zu können, was einem anderen nicht schadet (...)“. Gouges interpretiert Freiheit als einen positiven Akt selbstbestimmten Handelns. Ist es diese fehlende positive Definition des Freiheitsgedankens, die uns daran hindert, den Gleichheitsgedanken als ein ebenbürtiges Gut zu sehen, daß die Entfaltungsmöglichkeiten des Einzelnen nicht im Geringsten einschränkt?

(1) Thomas Jefferson, “original Rough draught” of the Declaration of Independence, in: The Papers of Thomas Jefferson, Volume 1: 1760–1776, Princeton University Press 1950, S. 423–428, unter: https://jeffersonpapers.princeton.edu/selected-documents/jefferson’s-“original-rough-draught”-declaration-independence (abgerufen am 15.05.2021)
(2) Melissa De Witte, How the meaning of the Declaration of Indepencence changed over time, in: Stanford News Service, July 1, 2020, unter: https://news.stanford.edu/press-releases/2020/07/01/meaning-declaratnce-changed-time/ (abgerufen am 15.05.2021)
(3) Erklärung der Menschen und Bürgerrechte von 1789 (Déclaration des Droits de l'Homme et du Citoyen), unter: https://www.legifrance.gouv.fr/contenu/menu/droit-national-en-vigueur/constitution/declaration-des-droits-de-l-homme-et-du-citoyen-de-1789 (abgerufen am 15.05.2021)
(4) Olympe de Gouges (1791), Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin (Déclaration des Droits de la Femme et de la Citoyenne), unter: https://www.ldh-france.org/1791-declaration-des-droits-de-la/ (abgerufen am 27.05.2021)
(5) Roger Caillois und John Shepley, Mimicry and Legendary Psychasthenia, in: October, Vol. 31 (Winter, 1984), S. 16–32. Published by: The MIT Press, unter: http://www.jstor.org/stable/778354 (abgerufen am 16.05.2021)

„EIN FRÄULEIN BAUT EINE STADT“

Irene Meissner

Unter dieser heute etwas despektierlichen Anrede stellten die Münchner Neuesten Nachrichten am 21. September 1930 den Wettbewerbsgewinn der Architektin Hanna Löv (1901–1998) für eine große Mietwohnanlage am Walchenseeplatz in München vor. „Eine Stadt“ hat sie allerdings nicht gebaut, weit gefehlt, der Auftrag zur Ausführung wurde einem männlichen Kollegen übertragen. Da Hanna Löv nach dem Studium an der damaligen TH München ein Referendariat bei der Postbauverwaltung absolvierte, 1927 als zweite Frau in Deutschland zur Regierungsbaumeisterin ernannt worden war und anschließend vorwiegend im Staatsdienst arbeitete, wurde sie auch nicht in den „Bund Deutscher Architekten“ aufgenommen. Dessen erstes weibliches Mitglied war 1919 Therese Mogger (1875–1956), die seit 1911 in Düsseldorf ein eigenes Büro führte. Gut 100 Jahre später änderte der Bundesverband des BDA – dem mittlerweile 13,4 Prozent weibliche Mitglieder angehören (Stand 2021) – seinen Vereinsnamen und heißt seit Dezember 2020 offiziell „Bund Deutscher Architektinnen und Architekten“. Gemäß dem föderalen Aufbau sind nun die einzelnen Landesverbände aufgefordert, selbst über eine Namensänderung zu entscheiden. Bei der Umbenennung geht es nicht einfach um eine Änderung des Namens und der Wortmarke, sondern es bedarf auch einer Änderung der Satzung. Diese kann nur mit einer Zweidrittelmehrheit von der Mitgliederversammlung beschlossen werden. Der BDA Landesverband Bayern wird im Rahmen der nächsten Mitgliederversammlung am 17. Juli 2021 darüber abstimmen. Während sich Landesverbände wie Berlin, Brandenburg und Nordrhein-Westfalen bereits nach dem Vorbild des Bundesverbandes umbenannt haben, musste der BDA Hamburg nur die Reihenfolge ändern, da er seit der Wiedergründung 1945 unter Bund „Deutscher Architekten und Architektinnen“ firmiert hatte. Ob die Zeitschrift des Bundesverbandes „der architekt“ den Namen ändert und nicht bei der Berufsbezeichnung bleibt, wird zurzeit noch diskutiert.*

Die Töchter der Mutter aller Künste

Obwohl der Architektenberuf fast 5000 Jahre alt ist (siehe dazu den zweibändigen Katalog zur Ausstellung des Architekturmuseums der TUM „Der Architekt. Geschichte und Gegenwart eines Berufsstandes", 2012) und Vitruv die Architektur als „Mutter der Künste“ bezeichnet hatte, erobern Frauen erst seit einem guten Jahrhundert den Beruf für sich. Lange Zeit waren Frauen überhaupt nicht zum Studium zugelassen. Bayern nimmt hier bezogen auf Deutschland eine Vorreiterrolle ein. Am 8. April 1905 unterzeichnete Prinzregent Luitpold einen Erlass, der die Immatrikulation von Frauen an der Münchner Technischen Hochschule ermöglichte. Als erste Studentin im Fach Architektur immatrikulierte sich hier im selben Jahr noch Agnes Mackensen (1895–?). Aufgrund von Studienunterbrechungen erhielt

sie ihr Diplom (mit Auszeichnung) erst 1915. An der TH Charlottenburg musste sich Elisabeth von Knobelsdorff (1877–1959) hingegen 1907 noch als Gasthörerin einschreiben, da in Berlin erst 1909 das Studium für Frauen durch Ministererlass erlaubt wurde. 1911 schrieb die „Bauwelt“ über ihren Abschluss zum „Frl. Dipl.-Ing.“: „Es ist die erste Dame, die als Architekt den Grad des Diplomingenieurs erhalten hat.“ Sie war auch das erste weibliche Mitglied des Architekten- und Ingenieurvereins (1912) und die erste Regierungsbaumeisterin (1921). Ihre Kollegin, Marie Frommer (1890–1976), studierte ab 1912 ebenda, erwarb 1916 ihr Diplom und wurde 1919 als erste Architektin mit einer Dissertation über „Flußlauf und Stadtentwicklung“ an der TH Dresden zum „Dr.-Ing.“ promoviert. Bis Ende der 1930er-Jahre studieren nur wenige Frauen pro Semester, beispielsweise an der TH München Annelise Tienes (1910–2017) die sich 1930 immatrikulierte und 1935 diplomierte, kommissarische Assistentin während des Zweiten Weltkrieges und planmäßige Assistentin von 1946 bis 1952 war. Zu ihren Kommilitonen zählten Franz Hart, Josef Wiedemann und ihr späterer Mann, Werner Eichberg, mit dem sie ein Architekturbüro aufbaute und erfolgreich führte – alle drei männlichen Kollegen, ebenfalls Jahrgang 1910, wurden in der Nachkriegszeit zu Professoren berufen.

Der Frauenanteil unter den Architekturstudierenden blieb bis in die 1970er-Jahre niedrig, da ausschließlich Männer in Aufnahmeprüfverfahren über eine Studienzulassung entschieden. Erst mit Einführung der zentralen Studienplatzvergabe, die nach der Abiturleistung erfolgte, änderte sich 1972 die Quote, seit 2006 ist das Verhältnis in Deutschland erstmals ausgeglichen und mittlerweile sind mehr als die Hälfte aller Studierenden an den deutschen Architekturfakultäten Frauen. Dennoch liegt der Anteil freischaffender Hochbauarchitektinnen nach der Eintragung in die Länderkammern, bundesweit nur bei 22,4 Prozent, bei den beamteten und angestellten Hochbauarchitekten bei 43 % (Stand 2020). Auch bei den Architekturprofessorinnen sieht es nicht viel anders aus. Pionierinnen sind die Landschaftsarchitektin Herta Hammerbacher (1900–1985), 1950 zur ersten Professorin an die Architekturfakultät der TU Berlin berufen, und Anita Bach (*1927), die 1969 in der DDR an der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar (heute Bauhaus-Universität) den Lehrstuhl für Gebäudeausbau und Raumgestaltung bekam. Die TUM erhielt erst 1994 – 126 Jahre nach Gründung der Hochschule – mit der Architektin und Stadtplanerin Ingrid Krau (*1942) ihre erste Ordinaria (Lehrstuhl für Stadtraum und Stadtentwicklung).

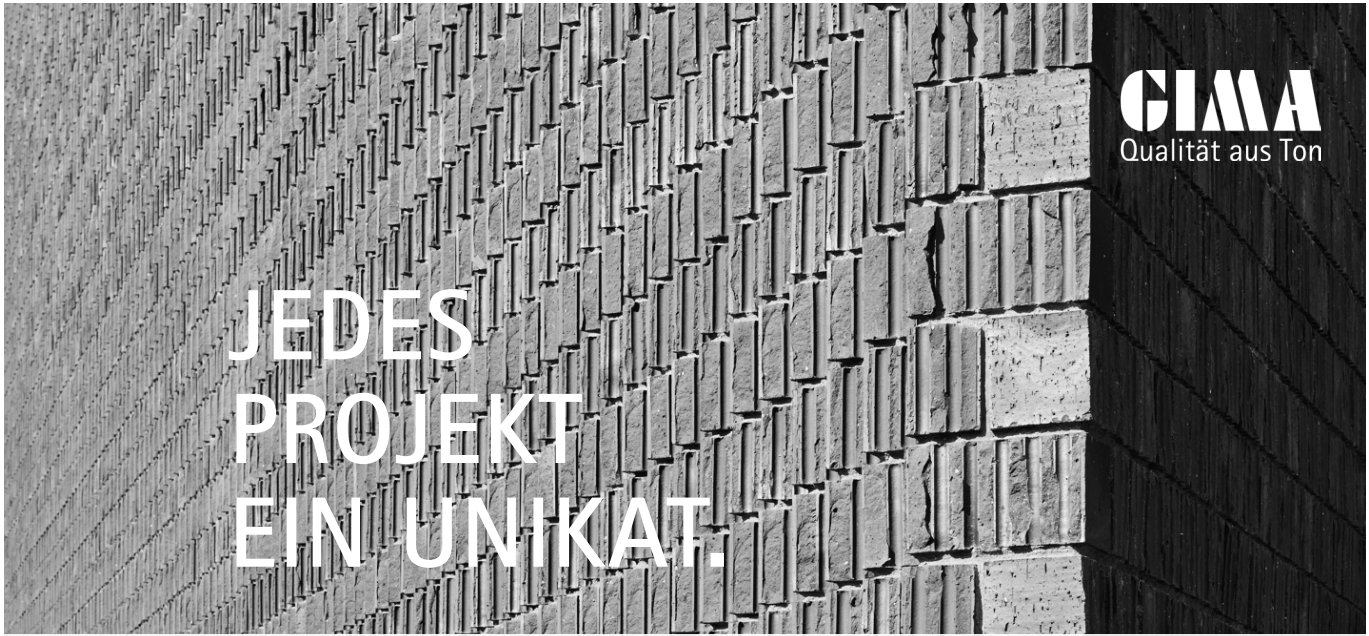
Die erste freischaffende Architektin war Emilie Winkelmann (1875–1951). Obwohl ihr der Studienabschluss an der TH Hannover verweigert worden war, nachdem bekannt wurde, dass sie sich 1902 in das Studium „hineingeschmuggelt“ hatte, eröffnete sie couragiert und unbeirrt 1907 in Berlin ein eigenes Büro. Sie blieb auf weiter Flur so gut wie alleine, Architektinnen mit eigenen Architekturbüros sind in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

nahezu nicht vorhanden. Eine – unrühmliche – Ausnahme ist Gerdy Troost (1904–2003). Ohne Architektenausbildung übernahm sie 1934 nach dem Tod Ihres Mannes, Paul Ludwig Troost, dessen Büro, stieg zu Hitlers enger und einflussreicher Beraterin für Kunst und Kultur auf und wurde von ihm 1937 zur Professorin ernannt.

Auch in den Architekturbüros arbeiteten noch bis in die 1970er-Jahre nur vereinzelt Frauen, denn bis 1977 war die Ehefrau in der Bundesrepublik nur dann berechtigt, erwerbstätig zu sein, „soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie zu vereinbaren ist.“ Im Atelier von Sep Ruf war beispielsweise die Architektin Elisabeth Schwend (1923–2000, verh. Theissing) 1950/51 mit der Planung des Wohnhochhauses an der Theresienstraße betraut und die Innenarchitektin Edith Horny (1925–2020) hatte ab 1954 die Verantwortung für zahlreiche Ladeneinrichtungen in der Maxburg. Erika von Reichenau (*1928, verh. Dreessen), studierte Anfang der 1950er-Jahre bei Ruf und war dann als junge Absolventin im Düsseldorfer Büro von Ruf und Eiermann am Deutschen Pavillon für die Weltausstellung 1958 in Brüssel maßgeblich eigenverantwortlich tätig.

Baustelle Gleichstellung

Als sich im August 1900 erstmals eine Architektin auf dem Internationalen Architekturkongress in Paris für die Gleichstellung der Frau als Baukünstlerin einsetzte, sprachen sich die männlichen Kollegen dagegen aus, da nicht zugelassen werden könne, dass Frauen auf Baugerüsten herumklettern. 1910 veröffentlichte dann die „Illustrierte Frauen-Zeitung“ ein Foto, das eine Frau in luftiger Höhe auf dem Dach des Berliner Rathauses bei Reparaturarbeiten zeigt, doch noch bis vor wenigen Jahren blieben Frauen am Bau eine Ausnahmeerscheinung. Hoffnung für eine Geschlechtergerechtigkeit keimte auch 1929 auf, als ein Bauhausprospekt fragte: „Suchst Du als Studierende wahre Gleichberechtigung?“ „Junge Menschen kommt ans Bauhaus!“ Das Geschlechtermodell am Bauhaus erwies sich dann aber als ein anderes, Frauen wurden vorzugsweise zum Töpfern und in die Weberei geschickt. Margarethe Schütte-Lihotzky, die mit der berühmten „Frankfurter Küche“ die Arbeitswelt der Hausfrau revolutionierte oder Hanna Löv in Bayern, zählen zu den engagierten Architektinnen des Neuen Bauens. Im Nationalsozialismus wurden Frauen in eine Mutter- und Hausfrauenrolle zurückgedrängt. Außer der bereits erwähnten Gerdy Troost, die keine Architektin war, sind keine Frauen im Architektenberuf bekannt. Noch bis 1957 durften Ehemänner gemäß Bürgerlichem Gesetzbuch „in allen Dingen, das gemeinschaftliche Leben betreffend“ alleine entscheiden. (Gehorsamsparagraph). Das betraf die Erwerbstätigkeit der Frau, wie auch den Kauf alltäglicher Dinge. 1963 wurde dann die L’Union Internationale des Femmes Architectes (UIFA.) in Paris gegründet mit dem Ziel, Architektinnen bekannt zu machen und zu fördern und ein internationales Netzwerk von Kolleginnen zu etablieren. Alle zwei Jahre stattfindende Kongresse begleiten die Arbeit



ARCHITEKTEN I HERZOG & DE MEURON, BASEL
OBJEKT I ERWEITERUNGSBAU DES MUSEUMS KÜPPERSMÜHLE
FOTOGRAFIE I JÖRG SEILER

Entdecken Sie mehr dazu auf unserer neuen Website unter:
WWW.GIMA-ZIEGEL.DE

der Organisation, die im Rahmen der IBA 1984 in Berlin tagte. Die 1968er Bewegung war das Startsignal für die Welle der Frauenemanzipation. 1988 verankerte das Bayerische Hochschulgesetz das Amt der Frauenbeauftragten, aber eine emanzipatorische Wucht um Gleichstellung und Geschlechterfragen entfaltete erst die Debatte um „MeToo“.

#Metoo

Die im Oktober 2017 angestoßene #Metoo-Bewegung wirkte wie ein Katalysator für das Thematisieren von Macht- und Geschlechterfragen. In Folge wurden an Universitäten Diversity-Delegierten-Stellen geschaffen, Parity-Talks veranstaltet und bei Neubesetzungen von Lehrstühlen und Assistent*innenstellen werden häufiger Frauen berufen. Emilie Winkelmann brachte es aber bereits 1919 auf den Punkt: „Ich halte es für falsch, die Arbeit von Frauen im Baugewerbe besonders hervorzuheben; es kommt einzig auf Qualität und Beweis an, dass eine Frau mit gleicher Ausbildung dasselbe leistet wie ihr männlicher Kollege“ (Die Frauenfachschule, 28/1919, S. 571) und auch Lilly Reich konstatierte: „Gut Ding will eben Weile haben, und wesentlich wird auch sein, dass der Geist der Frau zur Sprache kommt, die sein will, was sie ist, und nicht scheinen will, was sie nicht ist“ (1922). Um Karrierechancen zu ermöglichen, sollte es künftig zudem verstärkt darum gehen, Hierarchien zu hinterfragen und Machtstrukturen zu brechen, denn Professoren sitzen zumeist felsenfest im Sattel. Respektlosigkeit und Mobbing – beispielsweise: „Ich weiß nicht, was ich mit Ihnen anfangen soll“ – ist dabei noch eine harmlose Form.

Equal Pay Day

Statistisch gesehen verdienen Frauen in Architekturbüros 18 Prozent weniger als ihre männlichen Kollegen. Der seit 2009 in Deutschland durchgeführte „Tag der gleichen Bezahlung“ – dieses Jahr am 10. März – sowie der Internationale Frauentag am 8. März – verschafften gegen diesen Missstand zusätzlich Aufmerksamkeit. Gemäß einer erstmals durchgeführten Studie der Bundesarchitektenkammer, verdienen angestellte Architekten im Schnitt 33 € in der Stunde, Architektinnen 28 € pro Stunde. Die Lücke erklärt sich auch dadurch, dass Frauen häufiger in Teilzeit und Männer häufiger in der freien Wirtschaft, im Baugewerbe oder im Grundstücks- und Wohnungswesen arbeiten, wo höhere Stundenlöhne bezahlt werden.

Öffentliche Wahrnehmung – Frauenloses Terrarium

In der breiten Öffentlichkeit wird der Architektenberuf immer noch als „Frauenloses Terrarium“ und männlich dominiertes Geschäft wahrgenommen. Die meisten Bauherren sind Männer, weil sie in unserer Gesellschaft über größere Vermögen und Einfluss verfügen. „Weiße alte Männer“ der Architektur werden befragt, ausgestellt und es werden Bücher über sie geschrieben. Die Frage der Relevanz ist vor allem auch eine Frage der Sichtbarkeit von Frauen.

In lebenspartnerschaftlich geführten Architekturbüros verschwinden Frauen oft hinter ihren Männern. Auf die Frage, wieso denn die Partnerin nicht im Büronamen genannt werden würde, antwortete ein namhafter deutscher Architekt einst in einem Interview: „Das hat sich nicht ergeben“. Der Anteil von Architektinnen am gemeinsamen Werk, wie beispielsweise von Lilly Reich, Charlotte Perriand, Denise Scott Brown (nur Robert Venturi erhielt 1991 den Pritzker Prize) oder Aino Aalto wird erst in den letzten Jahrzenten in Büchern, Ausstellungen oder Filmen thematisiert. So streiten Experten, ob nun Lilly oder Mies den berühmten Barcelona Chair entworfen habe, oder im neuen Dokumentarfilm „Aalto“ (2020) wird dessen erste Frau Aino als „quintessential modern woman“ geschildert, als Chefdesignerin und Managerin der Firma Artek, die das Architekturbüro leitete, als ihr Mann oft auf monatelangen Reisen war. Auf die Weltbühne der Architektur hat es zuerst Zaha Hadid geschafft, die mit ihren Bauten Grenzen des bis dahin Denkbaren überschritt. Jüngst versteht es die israelisch-amerikanische Architektin Neri Oxman, Professorin am renommierten MIT in Cambridge/USA, mit ihren visionären Kunst- und Architekturprojekten mediales Interesse zu wecken und am MoMA wie auch auf „Netflix“ im Rampenlicht der Öffentlichkeit zu stehen.

We can do it! YesWePlan!

Architektinnen müssen sich ihren Lebensweg oft mühsamer erkämpfen als ihre männlichen Kollegen. Auf die Frage, was sie Kolleginnen im Umgang mit Geschlechterrelevanz rate, antwortete Gae Aulenti 1988 (geb. 1927!): „Erfolgreich bauen kann man nur, wenn man vergisst, dass man eine Frau ist.“ Die neu entfachte Frauenbewegung hat in den letzten Jahren viel Aufklärungsarbeit geleistet, Programme initiiert und damit neue Gender-Dimensionen erreicht. So verbindet beispielsweise das, durch das Erasmus+ Programm der Europäischen Union mitfinanzierte Projekt „YesWePlan!“ verschiedene europäische Länder mit dem Ziel, geschlechts- und berufsspezifische Ungleichheiten herauszufinden, um dann in einem zweiten Schritt geeignete Maßnahmen zur Förderung fairer Karrierechancen zu entwickeln und zu empfehlen.

Frau Architekt

Mit der Einführung von Genderstern, Binnen-I, Gender-Gap, Gender-Doppelpunkt oder Schrägstrich als Mittel der geschlechtergerechten Schreibweise soll eine diskriminierungsfreie Sprache umgesetzt werden. Die feministische Sprachwissenschaftlerin Luise F. Pusch ist da völlig anderer Meinung: „Es zerreißt die Wörter in drei Teile: Maskulinum – Genderstern – weibliche Endung. (…) Männer bekommen den Wortstamm und somit den ersten Platz, Transgender-Personen bekommen den zweiten Platz, Frauen wird mit der Wortendung der letzte Platz zugewiesen. Das ist für Frauen nicht akzeptabel.“ Dass Pusch nicht für die allhergebrachte Form des generischen Maskulinums plädiert liegt auf der Hand, ihr Vorschlag ist am Ende des Beitrags

zu lesen. Obwohl die Festlegung des biologischen Genus nicht der Systematik der deutschen Sprache entspricht, schaffte selbst der Duden unlängst das generische Maskulinum bei der Personenbeschreibung ab. Noch sind nicht alle Berufsbezeichnungen davon betroffen, man kann noch in eine Arztpraxis gehen und bekommt eine Arztrechnung und muss nicht in eine Ärztinnenpraxis und bekommt auch keine Ärztinnenrechnung. Gemäß Duden werden sprachliche Alternativen diskutiert, zum Glück kann das Architekturbüro nicht gegendert werden.

Wie sollen sich nun die Mitgliederinnen und Mitglieder des BDA Bayern in Bezug auf die Namensumbenennung entscheiden? Luise F. Pusch würde dem Landesverband mit „Bund Deutscher Architektinnen“ einen Gegenvorschlag unterbreiten. Für Pusch ist das Femininum – Architektin – die „Grundform“, das Maskulinum – Architekt – die „Schwundform“, auf die verzichtet werden kann, da feminine Bezeichnungsformen auch das Maskulinum enthalten.

Zu dem riesigen Thema konnten im vorliegenden Beitrag nur einzelne Aspekte behandelt werden, deswegen die Bitte um Nachsicht, dass viele Architektinnen, insbesondere auch diejenigen, die im BDA verdienstvolle Arbeit leisten, keine Erwähnung finden. Zur weiteren Lektüre sei eine kleine Literaturauswahl empfohlen:

Regina Prinz und Ute Maasberg, Aller Anfang sind wir. Wege von Architektinnen im 20. Jahrhundert, in: Winfried Nerdinger, Der Architekt, Architekturmuseum der TUM, 2012, S. 635–650 / Frau Architekt, Katalog zur Ausstellung im Deutschen Architekturmuseum, Frankfurt am Main, 2017 / Frauen in der Architektur, Vorstudie zur Entwicklung eines drittmittelfinanzierten Forschungsprojekts, Professur für Entwerfen und Holzbau (TUM), Professur für Gender Studies in den Ingenieurwissenschaften (TUM GOV) Professur für Soziologie und Gender Studies (LMU), 2018. Der komplette Studienbericht steht unter www.holz.ar.tum.de/forschung/gender-equity/ zum Download zur Verfügung.

** Auf dem Titel der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift „der architekt“ (Heft 3 2021) ist einmalig „die architektin“ zu lesen.*

KONFORM

Michael Gebhard

Geht es Ihnen auch manchmal so, liebe Leser? Man schlägt eine Zeitschrift auf, man sieht ein interessantes Gebäude, man denkt das komme einem neu aber doch irgendwie bekannt vor. Ein paar Wochen später, das gleiche Erlebnis. Man beginnt aufmerksam, ja wachsam zu werden. Hat man einmal die Fährte aufgenommen, wird man schnell weiter fündig. Was geht da vor, fragt man sich? Ein neuer Trend, eine neue Welle? Oft fällt die Antwort auf diese Frage schwer. Letztlich ist es auch nicht wirklich wichtig wo der Ursprung liegt, wichtiger ist es zu erkennen, dass da eine Welle rollt oder zu rollen beginnt. Für die einen ist es deshalb wichtig, weil sie auf dieser und eigentlich auf jeder Welle mitreiten wollen, für die anderen, weil sie genau das vermeiden wollen.

Jeder, der nicht mehr mit der gerade aktuellen Welle sein Studium beendet hat und noch glaubt in Übereinstimmung mit deren Prinzipien und Regeln und damit im Sinne des einzig relevanten Weges zu agieren, weiß, dass es nicht einfach ist, sich dem Sog einer Welle zu entziehen. In der massenmedial vernetzten Welt existieren mannigfache Verstärker, die noch aus der kleinsten Welle einen macht- und wirkungsvollen Trend machen können. Effekte zeigen sich meist schnell. Im Wettbewerbswesen beispielsweise. Man wird sich schwertun, gegen einen Trend erfolgreich zu sein.

Sind wir Architekten also konform? Erstaunlich ist, dass wir bei einer Befragung bezüglich unserer Konformität oder Nonkonformität, uns sicherlich zu großen Individualisten oder totalen Nonkonformisten erklären würden. Der Architekt als individuelles Genie ist ein immer noch virulentes Leitbild. Nun, nonkonformistisch sind wir sicherlich – im Bezug zur restlichen, der Nichtarchitektenbevölkerung. Innerhalb der Profession allerdings sieht das anders aus.

Lassen wir kurz einige der erfolgreichsten Strömungen Revue passieren. Wir erinnern uns an die Postmoderne mit ihrem Zitatenreichtum und ihrer Rückbesinnung auf klassische Bauformen und denken an James Stirlings Stuttgarter Staatsgalerie, an den lockeren Architekturstil aus dem Büro Behnisch, der demokratisches Bauen für sich reklamierte, und denken an die Erweiterung des Deutschen Bundestages in Bonn, an den, vielleicht nicht ganz so erfolgreichen Dekonstruktivismus, und denken an Libeskinds Jüdisches Museum in Berlin, oder an die heute noch dominante strenge, reduktionistische Schweizer Linie, mit der Sammlung Goetz in München von Herzog & de Meuron, um nur einige der wichtigsten Strömungen der letzten Jahrzehnte zu nennen. Und all diesen Strömungen ist der Großteil von uns Architekten in schöner Konformität gefolgt. Warum wohl? Aus Überzeugung? Aus Opportunismus? Aus Gruppenzwang? Interessanter als – was vielleicht

naheliegend wäre – diese Konformität zu verurteilen, erscheint es sich zu fragen, wo denn ein Grund oder eine plausible Erklärung für diese Konformität zu finden sein könnte?

Wir wollen es hier einmal mit dem Gehirn versuchen, einen Blick auf die uns allen gemeinsame Architektur desselben werfen. Es besteht, grob skizziert, aus Neocortex (Großhirn), Hippocampus, Amygdala, Gyrus cinguli, Thalamus, Hypothalamus, Cortex praefrontalis, Bulbus olfactorius. Wie gesagt, grob skizziert.

Für unsere Fragestellung ist der älteste Teil unseres Gehirns, das sogenannte limbische System, von besonderem Interesse. Denn hier, so haben Hirnforscher herausgefunden, finden sich wichtige Steuerungsmechanismen, die im Laufe der Evolution entstanden sind und die, so wird vermutet, ein Programm generieren das unser Verhalten über, vereinfacht dargestellt, drei „limbische" Instruktionen steuert. Diese sind nach Hans-Georg Häusel Balance, Dominanz und Stimulanz. Ihr Einfluss ist für uns weitgehend unbewusst und kaum veränderbar. „Die limbischen Instruktionen treiben uns an, steuern unser Verhalten, prägen unser Denken und sind schließlich die tragenden Säulen unseres Charakters und unserer Persönlichkeit." (1)

Während vermutet wird, dass die Balance-Instruktion uns zur Vorsicht und Sicherheit veranlasst und die Bewahrung des Bestehenden fordert, sorgen die Dominanz- und die Stimulanz-Instruktion für Expansion und Fortschritt. Diese drei Instruktionen sind bei allen Menschen vorhanden, aber natürlich in unterschiedlicher Ausprägung. So wie es dominante, vorsichtige und zurückhaltende, andererseits aber auch unternehmungslustige, innovationsfreudige Menschen gibt. Ihnen gemeinsam ist, dass alle drei Instruktionen an der Steuerung des Verhaltens beteiligt sind und für ein Wohlbefinden des Individuums die Erfüllung ihrer Anforderungen einfordern, das heißt uns veranlassen, dementsprechend zu handeln. Das hat dauerhaften Einfluss darauf, wie wir mit den Anforderungen des Lebens umgehen. Kreative Prozesse, ein wesentlicher Teil der Tätigkeit des Architekten, sind davon maßgeblich beeinflusst. Die Balance-Instruktion sorgt dafür, dass Bewährtem ein hoher Wert beigemessen, dass es geschätzt wird, während die Stimulanz Instruktion auf Neuerung und Weiterentwicklung drängt. Beide müssen zusammen mit der Dominanz-Instruktion bei jedem Individuum einen Ausgleich finden. Der kann je nach individueller Gewichtung unterschiedlich ausfallen. Im großen Durchschnitt aber wird er so aussehen, dass dem Bekannten stets ein hoher Wert beigemessen wird, was bedeutet, dass der Anteil des Vertrauten stets erkennbar sein muss, darüber hinaus können dann mehr oder weniger große Teilbereiche neu und ungewohnt sein. So wird das was uns bekannt und vertraut erscheint, was uns Rückhalt und Sicherheit gibt, erhalten und fortgeschrieben, während sich in einem allmählichen Prozess die Neuerung herausschält, sich irgendwann Bahn bricht

und langsam zum dominanten Merkmal werden kann, das dann, wenn es uns schon wieder vertraut erscheint, wiederum die Balance-Instruktion unterfüttert. Dies ist ein perpetuierendes System. Unser Handeln, unsere Entscheidungen sind davon maßgeblich geprägt.

Ein Beispiel für Architekten gefällig? Sehen wir uns die seit einigen Jahren immer wichtiger und dominanter werdenden Visualisierungen von architektonischen oder städtebaulichen Entwürfen an. Sind sie doch der bildliche Ausdruck dessen, was die Planer ihren Bauherrn oder der Öffentlichkeit vermitteln wollen. Sie zeigen Atmosphäre, Stimmung, Lebensgefühl, Sehnsüchte und Wünsche, alles was die klassische Architekturzeichnung so kaum, oder nur schwer vermitteln kann. Nebenbei bemerkt, sehr viel für etwas, das noch keineswegs in Stein gegossen ist, für etwas, das im Laufe des Planungsprozesses noch zahlreichen Änderungen unterworfen sein wird. Die Art und Weise der Darstellung, also das „Wie“ ebenso wie der Inhalt, das „Was“ der Visualisierungen können über die Jahre (1980er bis heute) als kontinuierliche Entwicklung verfolgt werden. Am Beginn unserer Betrachtung dieser Entwicklungslinie finden wir eine – in Teilen den technischen Möglichkeiten geschuldete – räumlich noch sehr abstrakt wirkende und doch mit typisch postmodernen, reminiszenzhaften, architektonischen Versatzstücken wie Säulen, Portici, aber auch mit Figuren im Duktus entspannter, kunstsinniger Flaneure, oder Retroflugobjekten etwa bei Vogelschau-Luftbildern, angereicherte Darstellung. Sie scheint sich in erster Linie an ein architektonisches, aber auch kunstaffines Fachpublikum zu wenden. Der emotionale Faktor ist dabei noch schwach ausgeprägt. Wir denken an Rob und Leon Krier, Richard Meier, aber auch an O.M. Ungers und Gottfried Böhm. Mit dem Abflauen der postmodernen Dominanz in den 1990er-Jahren beginnt sich dies zu ändern. Der Einfluss der neuen technischen Möglichkeiten der Computeranimation schlägt sich jetzt in der Darstellung nieder. Dies geht einher mit einer merklich gesteigerten Emotionalität. Lichteffekte von dramatischer Nachtbeleuchtung bis zu sensiblem Oberflächenshading sprechen uns nun deutlich sinnlicher an. Auch die Ausstattung der Bilder nimmt zu und wird bedeutsamer, versucht den Betrachter über Identifikationsfiguren aus dem Alltag, wie spielende Kinder, Mütter, Väter, Senioren etc. in den Bildraum einzubeziehen. Oft tritt nun, insbesondere in städtebaulichen Darstellungen, der gestaltete Freiraum gegenüber der Architektur in den Vordergrund. Ist das aus den Darstellungen herauszulesende Bild, das sich die Architekten von den Betrachtern ihrer Darstellungen machen in den 1980ern noch der kunstaffine Flaneur, so wechselt dies nun zum glück- und schönheitssuchenden Mittelstandsmenschen, der in einer ästhetisch aufgeladenen Lebensumwelt seine Erfüllung findet. Ganz im Sinne des französischen Schriftstellers Stendhal, der postuliert, dass die Bedeutung von Schönheit für den Menschen in deren Glücksverheißung liege, also in der Vermutung in einer schönen, ästhetisch gestalteten Lebensumwelt wären zwangsläufig glückliche Lebensumstände zu erwar-

ten. Neuestens sehen wir comicartige, dem Wimmelbild verwandte, übertrieben plakative Darstellungen, die sich explizit von den vorangegangenen Darstellungsweisen abheben wollen und die kurz davorstehen, zum neuen Mainstream zumindest in Wettbewerbsdarstellungen zu werden.

Wenden wir aber nun unseren Blick wieder dem Konformitätsgedanken zu. Ist es doch so, dass sich die nur kurz angerissenen Entwicklungen in der dreidimensionalen Darstellung von Architektur und Städtebau, ausgehend von ein paar wenigen, avantgardistischen Protagonisten, von einer dünnen Entwicklungslinie zu einem breiten Entwicklungsstrom, bis hin zum dominierenden Mainstream ausgebreitet haben. Von Mainstream kann jedoch nur gesprochen werden, wenn die große Mehrheit der Architektenschaft beteiligt ist. Man kann bei Architekten vermutlich davon ausgehen, dass die Stimulanz-Instruktion, also diejenige, die für das Suchen nach Neuem verantwortlich ist, stärker ausgeprägt ist als in der Normalbevölkerung, was zur Folge haben müsste, dass sich Neuerungen schneller verbreiten und durchsetzen. Glaube nun aber niemand, dass hier ständig Innovationssprünge zu beobachten sind. Beileibe nicht. Die Neuerung, die Veränderung, braucht Zeit, um überhaupt als etwas Beachtenswertes erkannt zu werden, um dann in die Handlungsmuster einzusickern und sich zu verbreiten. Entziehen kann sich einem dominant gewordenen Neuerungsstrom langfristig allerdings kaum einer im Berufsstand. Da wäre schon ein eigenwilliger, sehr meinungssicherer und potenter Bauherr notwendig, um den Zeitraum bis zur nächsten Neuerungswelle zu überstehen. Die Frage, ob ein solches Aussitzen überhaupt erstrebenswert ist, wäre dabei erst noch zu stellen. Wellen kommen, schwellen an und ebben wieder ab, mal mit längeren, mal mit kürzeren Amplituden. Mal sind sie wirksam und nachhaltig, mal erweisen sie sich rückblickend als bedeutungslos oder schlimmstenfalls als Fehlentwicklung. Folgen wir unseren limbischen Instruktionen, was, weil es eine uns eingeschriebene Praxis ist, sehr wahrscheinlich ist, werden wir in der Mehrheit zwangsläufig einer Welle nach der anderen folgen, wohin sie uns auch immer führt. Größte Hochachtung muss man dabei denjenigen zollen, die sich nicht aus reiner Unflexibilität oder Starrsinn dem widersetzen, sondern in der Lage sind daraus folgende Entwicklungen zu antizipieren, Alternativen zu entwickeln und auf den Weg zu bringen und damit die Richtung der Strömung zu beeinflussen. Der Großteil der Beteiligten ist jedoch dazu ausersehen, nicht die Spitze einer Welle, sondern Teil des mehr oder minder großen Volumens der Welle zu sein, die Welle mit Masse zu unterfüttern und bedeutsam zu machen. Diese Einsicht mag für die einen oder anderen ernüchternd wirken, könnte aber günstigenfalls zu einer realistischeren Selbsteinschätzung beitragen.

(1) Hans-Georg Häusel, Think Limbic, WRS Verlag, 2000

ÄSTHETIK DER GLEICHHEIT

Cornelius Tafel

Wir neigen dazu, Ähnlichkeiten zu erkennen und im Ähnlichen Gleichheit festzustellen. Immer wieder begegne ich auf der Straße Paaren oder kleinen Gruppen von Menschen, die ich zunächst als gleich aussehend, wie Zwillinge identifiziere; vor kurzem zwei junge Leute, die mir entgegenkamen, zufällig im Gleichschritt gehend, mit ähnlicher Haarfarbe, Hoodie und Jeans, etwa gleich groß. Bei genauerem Hinsehen waren sie alles andere als gleich aussehend, noch nicht einmal besonders ähnlich. Das menschliche Auge sucht offenbar nach dem Muster und neigt weniger dazu, zu vergleichen als eher dazu, gleichzusetzen. Das Erkennen des Musters durch die Auffindung von Gleichheit scheint uns ein ästhetisches Bedürfnis zu sein, ästhetisch im Wortsinn von Wahrnehmung, aber auch im Sinne von ästhetischer Befriedigung, das heißt als Ausdruck von Regelmaß, die wir im besten Fall als Schönheit wahrnehmen.

Was bedeutet es, wenn wir Objekte als gleich wahrnehmen? Sie verlieren ihre Einzigartigkeit, aber gewinnen Bedeutung als Teil eines größeren Ganzen. Ich identifiziere die mir entgegenkommenden jungen Leute als Gruppe, die sie ja auch sind. Unser Bedürfnis, Muster zu erkennen, führt dazu, dieses größere Ganze zu suchen und zu erkennen. Wir erkennen ein Gebäude, zum Beispiel ein Haus im Straßenraum, leichter anhand der Gleichartigkeit der Ziegel und der Fenster, aus denen es zusammengesetzt ist. Ist es nur dieses Bedürfnis nach Erkennbarkeit, das uns dazu bewegt, größere Einheiten aus gleichen Elementen zusammenzusetzen? Oder sind es eher praktische Erwägungen, vielleicht sogar Denkfaulheit?

Schon vor Jahrtausenden war es schlichtweg praktisch, den Lehm für die Ziegel in die immer gleichen, wieder verwendeten Formen einzustreichen und dann zu brennen, beziehungsweise aushärten zu lassen.

Man muss aber nicht zwangsläufig so bauen. Zyklopenmauerwerk beispielsweise wird aus vorgefundenen oder herausgesprengten und dann zugerichteten Felsbrocken hergestellt. Die Burganlage von Mykene mit dem berühmten Löwentor ist aus sehr unterschiedlichen Einzelteilen zusammengesetzt, und es gibt auch keine Probleme, den gewaltigen Burgwall als eine bauliche Einheit zu erkennen. So funktioniert bis heute Trockenmauerwerk: Die vorhandenen gesammelten Steine werden daraufhin untersucht, welcher sich am besten an einer bestimmten Stelle einfügt. Auf seine Weise rationell ist auch dieses Verfahren. Ähnliches gilt für das Bauen mit Holz. Es gibt Beispiele von Fachwerkhäusern, bei den vorgefundene, mit Beilen zugerichtete Astgabeln zur Aussteifung eingesetzt werden, statt der sonst eigens herzustellenden und zu verbindenden Kopfbänder. Viele traditionelle Kulturen arbeiten mit vorgefundenen Materialien, die nur noch geringfügig bearbeitet werden. Insgesamt handelt es sich hier aber um historische, heute nur noch selten einge-

setzte Bauverfahren; auch ohne ästhetische oder wahrnehmungspsychologische Gründe führt eine zunehmende arbeitsteilige und rationale Bauweise zur Verwendung gleicher Bauteile und im Entwurf zur Vervielfältigung einmal gewählter Formate.

Vereinheitlichung von Elementen zugunsten eines größeren Ganzen begleitet die Architekturgeschichte seit ihren Anfängen; gleiche Bildungsgesetze und Bauprozesse führen zu einheitlicher Bebauung und zu, als schlüssig empfundenen Wiederholungen. Oft genug sind sie nicht das Ergebnis anonymer gemeinschaftlicher Entwicklungen, sondern konkreter politischer Entscheidungen; diese gab es nicht nur dort, wo wir sie erwarten, etwa beim hippodamischen System in Griechenland oder bei römischen Stadtanlagen, sondern auch bei den Stadtrepubliken des späten Mittelalters. In der Stadt Siena galten sehr eng gefasste Regelungen, die eine einheitliche Bebauung durchsetzten. Dennoch müssen wir die hier erzielte Gleichheit relativieren: Weder die Wohnhäuser griechischer Stadtgründungen noch die Sienas sind exakt gleich. Wir müssen hier eigentlich eher von Ähnlichkeiten sprechen, nicht von Gleichheit; es geht um Varianten innerhalb eines übergeordneten Prinzips. Die Verwendung absolut gleicher, perfekt bearbeiteter Elemente ist als Ausdruck auch ästhetischer Vollkommenheit in den traditionellen Architekturen besonderer Bauten, insbesondere Sakralbauten, wie Tempeln und Kathedralen, vorbehalten.

Ganz allgemein befördert die zivilisatorische und technische Entwicklung der Neuzeit die Tendenz, Gleichheit der Erscheinungsform herzustellen und zur Regel zu machen. Wie so oft geht hier das Militärische voran: Die Entwicklung der Uniformen und des militärischen Drills in der frühen Neuzeit sind eine Tendenz zur Vereinheitlichung von Aussehen und Bewegung, die gewiss funktionelle Gründe hatte, aber über praktische Erfordernisse hinausgeht. Der perfekte Drill, an dem sich bis heute Diktatoren bei Paraden ergötzen, demonstriert nicht nur Kampfbereitschaft und Macht, sondern auch eine eigene Ästhetik. Ein Bataillon im Gleichschritt bildet eine Einheit von bedrohlicher Perfektion. Dass die eingeübte Gleichartigkeit der Bewegung nicht immer auch militärische Vorteile bringt, zeigt die Geschichte der Revolutionskriege Ende des 18. Jahrhunderts, als sich die aufgelösten Schützenlinien der französischen Truppen den geschlossen auftretenden und gedrillten Armeen der absolutistischen Monarchien gegenüber als wendiger und überlegen erwiesen. Guerillakämpfer möchten nicht als Gefechtseinheit an Uniformen erkannt, sondern überhaupt möglichst unbemerkt bleiben.

Zurück zur Architektur. Die Herstellung gleicher Elemente setzt technische Standards und mathematisches Vermögen voraus. Im 17. Jahrhundert schwärmte der Fürst von Liechtenstein, ein engagierter und architekturtheoretisch interessierter Bauherr, nichts sei schöner als eine Fassade mit einer Reihung aus lauter gleichen

Fenstern. Das mag aus heutiger Sicht befremden, zeigt aber die Faszination perfekt ausgeführter Bauformen, die sich in deren völliger Gleichförmigkeit äußert. Mit perfekt gleichen Bauteilen wird die Vollkommenheit reiner Formen in die sinnlich erfahrbare materielle Realität übersetzt.

Gleichheit der Elemente ist seit dem 19. Jahrhundert auch ein Grundthema der Rationalisierung in der Architektur. Ein Grundprinzip modernen Bauens ist das Raster, die klug zu wählende Abfolge gleicher Abstände, wie sie etwa die Systematiken des großen französischen Architekturlehrers Durand enthalten. Tatsächlich führt die Einführung des Rasters auch zu Gleichmacherei im Inhaltlichen. Durand weist nach, dass alle Bauaufgaben letztlich über einem Raster entwickelt werden können. Die von ihm dargestellten Bauten, ob Verwaltungsbau oder Sakralbau, erscheinen daher unabhängig von den gewählten Stilformen wie Geschwister. Der Rationalisierung der Planung entspricht eine Rationalisierung des Bauens. Die technischen Fortschritte der industriellen Revolution ermöglichten vielfältige Formen der Vervielfältigung durch Schablonen, Gussformen, Stanzen. Einen ersten und nie wieder übertroffenen Triumph standardisierten und industriellen Bauens bildet der

Schnitzer&

BDA/Architektur/
Workshop/Symposium/
BIM/Forum/**ARCHICAD**/
Fotografie/Service/
Studenten/**Kooperation**/
Software/&journal/
Musik/Veranstaltungen

www.schnitzerund.de

Kristallpalast der Weltausstellung von 1851 in London, zusammengesetzt aus Tausenden von normierten gleichen und seriell ausgeführten Einzelteilen. Zugleich entstand damit ein Gebäude völlig neuer Art, ein fast immaterielles Haus aus Licht, nach Ansicht vieler eigentlich kein Werk der Architektur; darüber hinaus eines, dessen Struktur, keinen klassischen Kompositionsregeln unterworfen, nahezu beliebige Dimensionen in allen Richtungen zuließ.

Beides, die Rationalisierung des Planens und die des Bauens, Rasterplanung und Industrialisierung blieben nicht ohne Kritik und Widerspruch. Während Gottfried Semper den Schematismus der Durand'schen Typenplanung geißelte (und dem Kristallpalast skeptisch gegenüberstand), hielten sich John Ruskin und William Morris an der Massenherstellung von Schmuckformen auf, der sie die Qualität des handwerklich gefertigten Einzelstücks gegenüberstellten. Es ist dabei nicht das Prinzip der Gleichartigkeit an sich, das im Mittelpunkt der Kritik steht, sondern die äußerliche Perfektion von sinnentleerten Formen, die Gleichheit von industriell gefertigten Elementen, die aber individuelle Gestaltung vortäuschen. Beginnend mit der Arts and Crafts-Bewegung und William Morris kann man eine alternative Tradition der Moderne ausmachen, die gegen Raster, Serialität und Industrialisierung Stellung bezieht. In Deutschland gehören dazu Hugo Häring, die anthroposophische Architektur, Hans Scharoun sowie Günter Behnisch und deren Schüler; legendär und anekdotenträchtig die Diskussionen zwischen Häring und Mies, die sich Ende der 1920er-Jahre ein Atelier teilten. Dennoch sind gerade die besten Beispiele einer antirationalistischen „freien" Bau- und Ausstattungskunst nie doktrinär frei von Gleichheiten: William Morris' Tapetenentwürfe arbeiten, das liegt im Wesen einer Tapete, selbstverständlich mit der Wiederholung gleicher Elemente; das Zollingerdach von Gut Garkau des Architekten Hugo Häring ist ein Systembau aus gleichen Elementen, und selbstverständlich arbeiteten Hans Scharoun und Günter Behnisch mit industriellen, auf Wiederholung aufgebauten Halbzeugen.

Die ästhetische Gefahr, die bei der Vervielfältigung gleicher Elemente immer im Raum steht (gerade wenn diese von technischer Präzision sind), ist die der Monotonie. Die Verbindung technischer Perfektion mit planerischer Banalität ist eine Hauptursache des Leidens und der Kritik an der modernen Architektur. Reduktion der Formen und Ideen zugunsten der immer weiter vorangetriebenen Vereinheitlichung zur Herstellung möglichst vieler gleicher Elemente aus möglichst wenigen Typen, scheint das Ende der Architektur zu sein. Mit der WBS 70 wurde in der DDR viel Wohnraum geschaffen, in architektonischer Hinsicht war sie ein Desaster. Die Faszination des Fürsten Liechtenstein für die Reihung perfekter und perfekt gleicher Elemente ist verflogen. Wo statt entworfen nur geplant, statt gebaut montiert wird, können Vereinheitlichung und Raster verhängnisvolle Instrumente sein.

Andererseits bieten Rationalisierung der Planung und der Bauproduktion gute Argumente für die Verwendung gleicher Elemente. Ein weiterer, bisher hier nicht berücksichtigter, sozialer Faktor kommt hinzu – die Entfremdung von Bau und Nutzer. Über Jahrtausende wurde die weitaus größte Zahl an Gebäuden für einen Nutzer errichtet, der dem Bauenden bekannt war – wenn nicht ohnehin Nutzer und Bauausführender identisch waren. Die Entfremdung vom Menschen zur Arbeit und zum Produkt, wie sie Marx festgestellt hat, gilt auch für das Bauen: Wer ein Haus plant und baut, weiß heute zumeist nicht mehr, für wen. Wenn ein Investor, oder auch ein öffentlicher Bauherr, Büro- oder Wohngebäude errichtet, ist es naheliegend, ja geradezu zwingend logisch, gleichen Nutzungen gleiche Formen zu geben; alles andere wäre Willkür. Sinnvollerweise sind die Büros eines Verwaltungsbaus gleich, wenn man nicht weiß, wer sie bezieht und für wie lange (egal ob der Kollege mit Topfpflanze objektiv mehr Platz braucht als ein anderer). Gleichheit der Gestaltung lässt sich deuten als Ausdruck demokratischer Gleichheit der Nutzer – oder auch als Metapher für ihre Austauschbarkeit.

Ästhetische Strategien der Gleichheit: Takt und Rhythmus

Es gibt also gute Gründe für die Reihung gleicher Elemente im Bauen: Rationalität der Planung, Standardisierung des Bauens und Anonymität der Nutzer; zugleich droht die Gefahr ästhetischer Verarmung durch Monotonie. Welche Strategien gibt es nun, aus der Gleichheit auch ein ästhetisches Prinzip zu machen?

In der Architektur gilt Ähnliches wie in der Musik: dort bildet ein einheitliches zeitliches Grundmaß, der Takt, die Voraussetzung dafür, dass sich Rhythmus entfalten kann. Das zeigt sich besonders da, wo Musik leicht und schnell verstanden werden soll: beim Tanz. Die Ausbildung größerer Einheiten setzen einen Grundtakt voraus, gleich, ob es sich um eine Sonate oder um einen Renaissancepalazzo handelt. Auch wenn eingeräumt werden muss, dass es anspruchsvolle moderne Musik gibt, die unabhängig vom klassischen Taktschema entwickelt ist: gerade deren Schwierigkeiten an Akzeptanz und Verbreitung zeigen, wieviel unmittelbar verständlicher Musik ist, die über einem zeitlichen Grundmaß entwickelt ist. Völlig freie Rhythmen überfordern und ermüden auf Dauer.

Auch in der Architektur wirkt ein gewollter Verzicht auf Gleichheit oder Gleichmäßigkeit ermüdend – es lässt sich kein Muster erkennen, eine unendliche Abfolge des Unterschiedlichen führt zu einem Mangel an Orientierung und Aufnahmefähigkeit. Krampfhafte Abwechslung und dilettantisches Herumstricken an nur scheinbar immer neuen Elementen ist sicher nicht ein Hauptproblem der architektonischen Gegenwart; aber da, wo es auftritt, bei einigen Bauten, die Friedrich Hundertwasser dekoriert hat oder schlechteren Beispielen sogenannter organischer Architektur,

wird deutlich, dass sich mit repetitiven Elementen hier durchaus größere Qualitäten hätten erzielen lassen können. (Die auffälligen Bauten des Dekonstruktivismus funktionierten nur so gut, weil sie als Einzelstücke für Abwechslung sorgen; eine dekonstruktivistische Stadt wäre ein dystopischer Albtraum).

Anhand einiger exemplarischer Bauten sollen hier nun ästhetische, sagen wir ruhig: baukünstlerische Strategien des Umgangs mit gleichen Elementen gezeigt werden.

Tödliche Gleichheit

Es gibt Bauten, bei denen die Gleichheit gewichtig auftretender Einzelelemente über einem gleichförmigen Rhythmus (vergleichbar etwa einem militärischen Gleichschritt) das unmittelbar auffallende Prinzip ist und die durch eindrucksvolle Geschlossenheit beeindrucken: Etwa das sogenannte Colosseo quadrato der EUR in Rom, mit seinen schmucklosen Bogenstellungen in vier Reihen übereinander, das die Einförmigkeit seines antiken Vorbilds noch einmal steigert. Die Monumentalität ist eindrucksvoll, hat aber auch etwas Fatales: Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass hier der Totenkult des Faschismus einen künstlerischen Ausdruck findet – im Tode sind alle gleich. Der Metapher vom Tod als dem großen Gleichmacher huldigen nicht nur faschistische Systeme: Vom Colosseo quadrato hat sich Aldo Rossi inspirieren lassen für seine Friedhofsgestaltung von San Cataldo bei Modena. Die Soldatengräber in der Champagne und der Soldatenfriedhof in Arlington bestehen aus lauter gleichen Grabmälern, obwohl wenigstens in Arlington durchaus bekannt ist, wer in den Gräbern liegt; eine individuelle Gestaltung durch Angehörige wäre also durchaus möglich. Gewünscht ist aber die Gleichheit der Gräber, die deren große Zahl und die Gleichheit im Tod in besonderem Maß zum Ausdruck bringt.

Raster total – Ästhetische Bankrotterklärung oder Gipfel moderner Klassik?

Acht gleiche Stützen, eine Fassade mit 56 gleichen großen und 108 gleichen kleinen Glasscheiben, eine Kassettendecke mit 144 quadratischen Feldern, 7320 quadratische Granitplatten – das ist nur eine Auswahl aus der Liste jeweils gleicher Elemente, aus denen die nun, nach der Sanierung, erst recht wieder NEUE Nationalgalerie von Mies van der Rohe in Berlin besteht. Die Gleichheit steht hier vollständig im Dienst einer Bauidee, die ihren Ausdruck in jedem der vielen Einzelteile findet. Überall stiftet das durchgängige, dreidimensional wirksame Raster Zusammenhänge, die ohne dieses Raster nicht erkennbar würden. Der Abstand zwischen den Stützen entspricht der Breite von 24 Granitplatten, von acht großen Scheiben und acht Deckenkassetten, sowie von 16 kleinen Scheiben (deren Achsabstand immer noch 1,8 m beträgt). Von innen nach außen durchlaufende Bodenbelagsfugen und Dachträger etablieren ein Innen- und Außenraum verbindendes

Raumkontinuum, bei denen der Innenraum nur durch eine diaphane Glaswand eingegrenzt wird. Gleichheit ist hier nicht Voraussetzung, sondern das Ergebnis einer alle Teile ordnend durchdringenden Maßordnung. Aus lauter gleichen Teilen bestehend, ist hier ein nicht mehr zu steigernder rationaler, zugleich zutiefst harmonischer, Bau einer modernen Klassik entstanden. Ironischerweise auch ein Werk besonderer Einmaligkeit und Geschlossenheit, das anders als Paxtons Kristallpalast, weder das Hinzufügen noch das Entfernen eines einzigen Elements dulden kann.

Rhythmische Varianz

Anders und im oben geschilderten Sinn musikalisch sind Bauten, bei denen ein Grundmaß Ausgangspunkt für Rhythmisierung ist. Wie in der Musik gibt es zu einem Takt ganz unterschiedliche Rhythmen, etwa das Gleichmaß eines florentinischen Palastes, die Doppelsäulen der Louvre-Kolonnaden, die wie punktierte Noten in der Musik wirken. Schließlich die rhythmischen Steigerungen, die römische Jesuitenkirchen zur Fassadenmitte hin erleben. Alle diese Kompositionen beruhen auf Rhythmen, denen ein Takt, eine einheitliche Grundordnung zugrunde liegt. Diese Beispiele aus der Architekturgeschichte beruhen auf ästhetischen Ordnungssystemen, die oft nur für Teilbereiche gelten, aber auch aufgegeben werden können, sobald das betreffende Bauteil verlassen wird; so etwa der sogenannte Tempio Malatestiano in Rimini von Leon Battista Alberti, bei dem die Rhythmen von Haupt- und Seitenfassaden unterschiedlich gestaltet sind, wie unterschiedliche Sätze einer Sonate. Einen besonderen Rhythmus weist der Herzogspalast von Pesaro auf, eigentlich zwei gegeneinander geführte gleichförmige Rhythmen mit unterschiedlichen Taktmaßen: Sechs Bogenstellungen im Erdgeschoss stehen fünf Fenster im Piano nobile gegenüber, das mittlere Fenster steht so (eigentlich ein ungeheuerlicher Regelverstoß) über einer Säule. Aber getrennt durch ein breites Brüstungsband erzeugen im Zusammenspiel beide Rhythmen einen gleichermaßen lebendigen wie harmonischen Gesamteindruck. So flexibel die Strategie der rhythmischen Varianz auch ist, so unterschiedlich sind auch die damit erzielbaren Qualitäten. Die genannten Beispiele zeigen mögliche Qualitäten rhythmischer Varianz, eine Garantie ist damit nicht verbunden. Wenn der Rhythmus zu eintönig und die Detailausbildung banal ist, ist es das Gesamtergebnis auch.

Varianz in großem Stil – Strukturalismus

Zu Beginn der 1960er-Jahre entwickelte sich eine Bewegung, bei der die rhythmische Gliederung aus gleichen Grundelementen eine neue Qualität erhält, bei der Gebäude aus der rhythmischen Addition und Variation mehrerer, sich wiederholender und auf einander abgestimmter Motive bestehen. Als Schlüsselbau gelten Aldo van Eycks Waisenhaus in Amsterdam und das Central Beheer-Verwaltungsgebäude von Herman Hertzberger, aber auch Le Corbusier und Louis Kahn zeigen in

ihren Werken, teilweise schon früher, strukturalistische Tendenzen. Das Strickmuster, die Struktur bestimmen dabei den Entwurf, der Planungskonzept, Entwicklungsstrategie und ästhetisches Prinzip in einem ist. Dem liegt ein fast biologistischer Gedanke zugrunde, der gleichermaßen Fortschreiben und Varianz eines Entwicklungsprinzips ermöglicht. Das Neue an diesem Konzept ist, dass die Rhythmisierung ins Große geht – nicht einzelne Bauteile, sondern ganze Räume werden zu Grundelementen der Planung.

Webfehler und Varianz im Detail

Schließlich gibt es Bauten, die scheinbar auf Gleichartigkeit beruhen, aber Webfehler oder Abweichungen enthalten, und damit die Starrheit des Rasters unterlaufen. Eigentlich ist die Grundstruktur des Wohnhochhauses von Alvar Aalto der Neuen Vahr in Bremen einfach. Von einer rechtwinkligen Erschließungszone gehen fächerförmig sich nach Süden aufweitende 1-Zimmer-Apartments mit vorgelagertem Balkon aus. Die das Fassadenbild prägenden Balkone sind auf den ersten Blick alle gleich, unterscheiden sich aber im geometrischen Detail. Eine über alle Stockwerke gehende „Delle“ im Grundriss beschert der nur scheinbar gleichförmigen Fassade ein feines Spiel von leichten Unterschieden, das sich je nach Blickwinkel verändert – vergleichbar Stücken der Minimal Music, bei denen kleinste Veränderungen der Grundmotive den Fortgang eines Stücks bestimmen. Webfehler, kleinste Störungen oder Abweichungen von einer rigiden Struktur aus dem immer Gleichen sind eine seltene, aber enorm wirksame Belebung. Sie sind so selten, weil sie einen gegenläufigen Ansatz, eine Art Einwand gegen die strenge und leblose Logik der Gleichförmigkeit voraussetzen. Die geometrisch nicht ganz exakte Struktur des Grundrissfächers liefert Aalto in diesem Fall einen solchen gegenläufigen Ansatz.

Exkurs: Gleichheit und Digitalisierung

Angesichts der Veränderungen, die Rationalisierung und Industrialisierung seit dem 19. Jahrhundert für die Anwendung gleicher Elemente in der Architektur bedeuten, sollte man annehmen, dass sich ähnliche Veränderungen auch durch die Digitalisierung ergeben. Hilft die Digitalisierung mehr bei der seriellen Planung und Herstellung von (gleichen) Bauelementen oder befördert sie eher individuelle Formgebungen? Die Antwort lautet: Die Digitalisierung tut beides: Sie hilft in Planung und Ausführung dabei, noch leichter mit Rastern zu arbeiten oder perfekt gleiche Bauteile herzustellen. Zugleich ermöglichen hochentwickelte Programme die Planung und auch die Herstellung hochkomplexer Einzelbauten und Einzelbauteile, wie sie etwa die Vorzeigeprojekte der deutschen Automobilbranche in München, Stuttgart und Wolfsburg zeigen. Von Planern und Ausführenden hört man dazu, diese Bauten, die BMW-Welt, das Mercedes-Museum in Stuttgart oder das Phaeno in Wolfsburg seien ohne Computer gar nicht zu realisieren gewesen. Stimmt das? Die scheinbare Unentbehrlichkeit unbestreitbar

hilfreicher digitaler Werkzeuge lässt dabei übersehen, wie sehr die menschliche Vorstellungskraft den technischen Möglichkeiten schon immer vorauseilte. Nach heutiger Auffassung hätte man die Klosterkirche in Vierzehnheiligen oder das Olympiadach in München ohne digitale Werkzeuge gar nicht bauen können. Frank Gehry hat auch vor dem digitalen Zeitalter komplexe, ja komplizierte Bauten realisiert. Das von Alois Riegl sogenannte „Kunstwollen“ veranlasste Architekten und Bauherren zu allen Zeiten dazu, über den scheinbaren Stand der Technik ihrer Zeit hinaus zu gehen. Beispiele gibt es von der Frühzeit bis in die Moderne: Die Technik, mit der die Pyramiden von Gizeh erbaut wurden, ist bis heute nicht zufriedenstellend rekonstruiert. Als Mendelsohn den eigens als skulpturalen Betonbau gedachten Einsteinturm baute und sich die damalige Betontechnologie dem Entwurf nicht gewachsen zeigte, ergänzte er den Bau in Ziegeln und Putz. Umgekehrt, so scheint es, stellt neue Technik zwar Werkzeuge bereit – aber der Entwurf, das Kunstwollen wird dadurch bestenfalls beeinflusst, nicht aber gesteuert.

Die Weiterführung einer auf nicht gleichen, in individualisierten Formen und Bauteilen entwickelten Architektur, wird durch digitale Werkzeuge unterstützt; eine Entscheidungshilfe zu ihren Gunsten ist das aber nicht. Ein schönes Beispiel, wie sich Gleichheit der Elemente mit digitaler Hilfe zu einer individuellen Gesamtform von starker Bildhaftigkeit zusammenfügt, ist das Weingut in Fläsch von Andrea Deplazes. Die Verdrehung der einzelnen (gleichen) Fassadenziegel, aus der sich ein plastisches Relief ergibt, das von weitem wie ein gepixeltes Fotoplakat überdimensionaler Trauben wirkt, wurde am Computer berechnet.

Versuchen wir eine Zusammenfassung:

Rhythmisierung und Gliederung in der Architektur setzen wie in der Musik einen Grundtakt voraus. Gleichheit der Elemente sind bei vielen Bauten sogar die Grundvoraussetzung für ein übergeordnetes ästhetisches Konzept. Webfehler und Varianz ermöglichen vor dem Hintergrund scheinbarer Gleichheit große ästhetische Wirkung. Bei banalem Takt und Rhythmus besteht aber die Gefahr ästhetischer Verarmung und Monotonie – „Taktlosigkeit“ und Willkür sind aber keine wirklichen Alternativen. Digitalisierung ist ein Werkzeug, aber kein Entwurfsprinzip. Haben wir noch eine ästhetische Strategie vergessen, bei der Gleichheit oder Ungleichheit eine Rolle spielen? Ja, und diese Strategie ist ebenso traditionsreich wie aktuell.

Re-Use: Nachhaltigkeit und ästhetische Strategie

Seit Jahrtausenden werden bei Neubauten Spolien verwendet, teils aus sehr profanen Gründen (preiswerte Materialbeschaffung), teils mit Hintersinn und Bedeutung aufgeladen (Einbau von Säulen aus Ravenna in der Pfalzkapelle von Aachen zur Unterstreichung eines imperialen Anspruchs). Bis heute werden

ausgebaute Bauteile in Neubauten verwendet. Unter dem Schlagwort Re-use werden in Architekturzeitschriften Kleinarchitekturen aus wiederverwendeten Bauelementen veröffentlicht, so 2012 auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens Tempelhof, wo originale Bauhaus-Fenster mit ausrangierten Seecontainern zu einem kleinen Ausstellungsgebäude zusammengefügt wurden. Zumeist handelt es sich dabei um Pavillons ohne besondere energetische Anforderungen und/oder temporäre Bauten. Der Reiz dieser Bauten besteht in einer Art Patchwork-Ästhetik. So sehr es sich dabei (noch) um Randerscheinungen handelt, so sehr lohnt es sich, die damit verbundene Strategie weiterzuverfolgen. Prinzipiell ist es die zuvor beim Thema Bruchsteinmauerwerk beschriebene: Vorgefundene Elemente werden einem neuen Gebäude eingefügt. Diese Elemente sind aber nicht für den Neubau gemacht worden und daher widerständig. Nicht der Entwurf bestimmt das Bauteil, sondern das Bauteil den Entwurf. Von den gewünschten Bauteilen finden sich zumeist nicht ausreichend gleiche Elemente, vielleicht sogar gar keine. Es sind Anpassungen des Entwurfs nötig, nicht aus Willkür, sondern aus Notwendigkeit. Jenseits des ästhetischen Reizes kann dies eine sehr ernsthafte Vorgehensweise sein, nicht nur recycelte Materialien, sondern auch Halbzeuge und fertige Bauelemente wieder in den Bauprozess zu integrieren. Es gibt Studien und Pilotprojekte, die diese Re-use-Strategie voranbringen. Dabei ist es vor allem der Erhalt an grauer Energie, der diese Planungsmethode sinnvoll erscheinen lässt. Um ihr die echte Chance zu geben, die sie verdient, müsste es die Bereitschaft geben, dafür auch Normen zu unterschreiten, und zu erwartende Mängel an Energieeffizienz (gegenüber den inzwischen geltenden hohen Standards) mit der bewahrten, nicht verloren gegangenen grauen Energie gegenzurechnen. Datenbanken für Re-use-fertige Elemente könnten eine Alternative/Ergänzung zum konventionellen Baustoffmarkt sein.

Zugleich ist es eine Strategie, die ohne Willkür ein Bauen aus nicht gleichen Elementen ermöglicht. So könnte zweierlei gewonnen werden: Ein Konzept für eine nachhaltige Nutzung fertiger Bauelemente und eine ästhetische Strategie, die Freiheitsräume eröffnet und Elemente des Zufalls in die Planung einbezieht. In der bildenden Kunst ist das Verfahren längst bekannt. Die Surrealisten schufen aus Objets trouvés Kunstwerke, Marcel Duchamps stellte Readymades aus. Der zumeist heitere Unernst dieser Werke kann auch Architekten inspirieren: Bei Picasso wurde aus Fahrradsattel und -lenker ein Stierkopf – muss bei der Wiederverwendung von Bauteilen ein Fenster unbedingt ein Fenster bleiben?

KEIM LIGNOSIL®
DIE MINERALFARBE FÜR HOLZ

ÖKOLOGISCH NACHHALTIG.
ÄSTHETISCH SCHÖN.
EINZIGARTIG INNOVATIV.

- Hervorragender Feuchteschutz
- UV-stabil und absolut lichtecht
- Extrem witterungsbeständig
- Unerreicht langlebig
- Tuchmatte Oberflächenoptik
- Einfach zu renovieren

KEIM. FARBEN FÜR IMMER.

www.keim.com

GLEICHHEIT – EINE FIKTION?

Cornelius Tafel

In seinem 2011 erschienen Buch „Eine kurze Geschichte der Menschheit“ vergleicht Yuval Harari den Codex Hammurapi aus dem 18. Jahrhundert vor Christus mit der Unabhängigkeitserklärung der USA aus dem 18. Jahrhundert nach Christus. Ziel des Vergleichs ist die Darstellung, ja Entlarvung aller Rechtsordnungen als gesellschaftlicher Konstruktionen. Sie beruhen nach Feststellung von Harari durchweg auf Fiktionen und unbewiesenen Annahmen, auch wenn sie sich, bei aller Gegensätzlichkeit, jeweils auf die Natur und unmittelbare Evidenz berufen. Harari macht dies unter anderem am modernen Gleichheitsgrundsatz fest, einem Fundament der Menschenrechte. Diesem Grundsatz soll auch hier nachgegangen werden.

Er findet sich bereits im ersten Satz der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung: „Alle Menschen sind von Natur aus gleich frei und unabhängig und haben bestimmte, ihnen innewohnende Rechte.“ 13 Jahre später, zu Beginn der Französischen Revolution, nahezu identisch in der Menschenrechtserklärung der Nationalversammlung: „Die Menschen sind und bleiben von Geburt frei und gleich an Rechten.“ Eine nochmalige Bekräftigung findet das Prinzip, nun wieder in den USA, in der berühmten Gettysburg Address Abraham Lincolns von 1863: „Vor 87 Jahren gründeten unsere Väter auf diesem Kontinent eine neue Nation, in Freiheit gezeugt und dem Grundsatz geweiht, dass alle Menschen gleich geschaffen sind.“ In seiner ebenso berühmten Rede vor dem Lincoln Memorial schließlich äußert Martin Luther King 1963 – hundert Jahre nach der Gettysburg Address – die Hoffnung, dass „diese Nation“ dem Grundsatz: „(…) dass alle Menschen gleich geschaffen sind, gerecht wird“. Diese Abfolge zeigt, dass der Anspruch unverändert besteht, dass er zugleich aber offenbar nicht vollständig eingelöst wurde; sonst wären die Reden von Lincoln und King nicht erforderlich gewesen.

Begründet wurde das Menschenrecht der Gleichheit seit der Aufklärung entweder aus der Natur (und) oder aus der Religion; in der frühen Aufklärung war dies oft noch kein Gegensatz. Die Bibel betont in der Genesis 1,27 die Gottähnlichkeit des Menschen, die damit auch dem einzelnen Menschen einen besonderen Status in der Schöpfung zuweist. Der Römerbrief 2,11 aus dem Neuen Testament wird oft dahingehend übersetzt, alle Menschen seien gleich vor Gott, eine genauere Übersetzung dagegen lautet, die Menschen würden ohne Ansehen der Person von Gott beurteilt. Dennoch wurden beide Bibelstellen als Beleg für die Gleichheit der Menschen herangezogen. Dabei blieb unerwähnt, dass die jüdischen und christlichen Gesellschaften Genesis 1,27 dreitausend Jahre lang nie als Grundlage politischer Gleichheit angesehen haben.

In der modernen Staatsrechtslehre entfällt das religiöse Argument, die Gleichheit der Menschen dagegen bleibt als Prinzip bestehen, ja sie wird immer gründlicher durchgesetzt, wenigstens in der Theorie. Als Lincoln den ja eigentlich schon geltenden Gleichheitsgrundsatz hervorhob, tat er dies, um die von den Gründervätern ignorierte Gleichstellung der Sklaven aus der Verfassung heraus zu begründen. Die Gleichstellung von Frauen und von Minderheiten folgte in den Gesellschaften, die sich auf die Menschenrechte berufen, erst nach und nach und auch das vielfach nur in der Theorie. Trotzdem: im Grundsatz gelten alle Menschen als gleich, und wenn die religiöse Karte nicht mehr sticht, so springt die moderne Wissenschaft ein: Diese kann darauf verweisen, dass das Erbgut der Menschen zu 99% identisch ist. Die Einteilung der Menschen in unterschiedliche Rassen wurde in den letzten Jahrzehnten als Fiktion entlarvt, und damit auch deren angeblich unterschiedliche Wertigkeit. Physiologisch reagieren wir Menschen im Wesentlichen gleich, auf physikalische Einflussgrößen, Temperatur, Luftfeuchte, Veränderung des Luftdrucks oder des Sauerstoffgehaltes, auf Infektionen und auf Medikamente. Eindringlich stellt dieses universelle Menschsein einer dar, dem genau dieses Menschsein von anderen abgesprochen wird, der Jude Shylock in Shakespeares Kaufmann von Venedig: „Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer als ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht?“

So stark uns diese Worte berühren, so gibt es doch Grund zum Zweifel. Sind allgemeine Gemeinsamkeiten des Menschseins Beweis für die Gleichheit aller Menschen: sind wir wirklich gleich und wenn ja in welcher Beziehung? Reichen physiologische Übereinstimmungen dafür aus? Sind eine 99%ige Übereinstimmung des Erbguts wirklich ein hinreichendes Argument, wenn die Differenzen zu signifikanten Unterschieden führen?

In unseren liberalen Gesellschaften sind wir, anders als in autoritären oder rassistischen Systemen, nicht darauf aus, Ungleichheiten zu suchen und zu bestätigen; strukturelle Ungleichheiten nehmen wir wahr, um sie zu beheben. Trotzdem müssen wir der Frage nach der Berechtigung des Gleichheitsgrundsatzes nachgehen.

In vielen, vor allem in kritischen oder anderweitig besonderen Situationen nehmen wir Unterschiede stark wahr, ohne dies in Gegensatz zu unseren politischen Grundüberzeugungen zu stellen. Bei einem Unfall, bei einer Panne, bei einem technischen Notfall sind unsere Fähigkeiten höchst unterschiedlich ausgeprägt. Wir sind froh, wenn ein erfahrener Notarzt rechtzeitig am Unfallort ankommt. Wenn im Symphoniekonzert der Solist aus-

fällt, können wir die Stradivari nicht einfach dem Garderobier in die Hand drücken. Menschen ohne besondere Begabungen wiederum stürzen sich ohne zu zögern in Gefahren, um andere zu retten; andere tun dies nicht. Einzelne können große Menschenmassen führen oder verführen, anderen fehlen fast alle Möglichkeiten, zu kommunizieren oder Sympathien zu gewinnen. Auch wenn wir Ausnahmeerscheinungen menschlicher Leistungen und menschlichen Verhaltens wie die h-Moll-Messe, die Allgemeine Relativitätstheorie oder die menschliche Größe von Sophie Scholl oder Nelson Mandela außer Acht lassen: tagtäglich erleben wir und ohne große Überraschung, wie unterschiedlich wir Menschen sind, in einem Ausmaß, wie das keine anderen Lebewesen tun. Nicht nur das, in fast jeder Situation sind die menschlichen Unterschiede entscheidend: Ob mir nun in der Bäckerei das Brötchen freundlich oder nicht verkauft wird, mag nur für meine Stimmung von Bedeutung sein. Aber schon, ob ein Lehrer eine Klasse motivieren kann oder nicht, macht einen gewaltigen Unterschied. Ob er eine Chaostruppe oder eine motivierte Gemeinschaft unterrichtet, hängt in hohem Maße von ihm ab. Und schließlich die politische Urteilsfähigkeit, die doch in einer Demokratie bei allen gleich ausgebildet sein sollte: Nur wenige kennen und verstehen die politischen Verhältnisse/Prozesse/Programme, die bei einer Wahl zur Debatte stehen. Unsere Fähigkeit, politische Entscheidungen zu treffen, ist so unterschiedlich ausgeprägt wie alle anderen Fähigkeiten auch.

Ist die aus behaupteter Gleichheit abgeleitete Gleichberechtigung im politischen, die jedem eine gleichwertige Stimme verleiht, somit, wie Harari das sieht, eine Konstruktion, eine Fiktion, die wir befolgen, nur weil wir das gerade so wollen und die ihre Legitimation bezieht aus für die Allgemeinheit nicht (mehr) verbindlicher religiöser Begründung? Zumindest diese letztere Behauptung lässt sich entkräften. Die erste vollständige Demokratie der Geschichte ist die attische des 5. Jahrhunderts vor Christus. Auch diese kannte eine hohe Wertschätzung des Einzelnen, aber diese beruhte nicht auf religiöser Überzeugung. Mit den Kleisthenischen Reformen beginnt ein Prozess, der schließlich zu einer direkten Demokratie von bisher ungekannter Radikalität führt.

Es lohnt sich zu sehen, woher hier in Athen, wenigstens zu Beginn, die Begründung für die sogenannte Isonomie, die Gleichberechtigung auch an der Wahlurne stammt. Die Bürger, die als Hopliten (Infanterie) dienten, forderten Mitspracherecht aufgrund ihres Beitrages für die Landesverteidigung. Die Ausrüstung eines Hopliten war teuer, nicht jeder konnte sie sich leisten. Die breite, aber anfänglich noch nicht jeden Einwohner, geschweige denn Frauen umfassende Beteiligung der Bürger mit gleichem Stimmrecht leitete sich also her von der Beteiligung des Bürgers am Staat ab. Den Rechten entsprachen Pflichten der Bürgerbeteiligung. Wer sich nicht beteiligte, war ein – daher stammt das Wort – Idiot. Mit einer ähnlichen Begründung (Leistungsanteil am Staatswesen) erwarben sich zwei Jahrtausende später zunehmend breitere Schichten

in Großbritannien das Wahlrecht. Und auch die Unabhängigkeit der USA von Großbritannien wurde damit begründet, dass Besitzbürger politische Repräsentanz im Gegenzug für ihre Steuerzahlungen forderten. Der Staat wird dabei so verstanden wie eine Aktiengesellschaft oder eine Genossenschaft; nur wer Anteile erwirbt oder Beiträge leistet, hat ein Recht auf Mitbestimmung.

Das ist aber nicht unsere aktuelle Begründung politischer Gleichheit. Damit würde jedem Menschen in Ausbildung oder aus anderen Gründen Erwerbslosen das Stimmrecht verweigert. Tatsächlich war das Wahlrecht sowohl im antiken Athen zu Beginn des 15. Jahrhunderts oder im England des 18. Jahrhunderts äußerst restriktiv und an Besitz gebunden; von einem allgemeinen Wahlrecht war es weit entfernt. Unterstützt durch die Überschaubarkeit eines Stadtstaates, entwickelte sich in Athen, ausgehend von der zuvor geschilderten Verfassung, in wenigen Jahrzehnten eine Demokratie von, bis heute nicht übertroffener Konsequenz, die allerdings Frauen und Sklaven ausschloss. Die Gleichheit der Bürger wurde in einem unerhörten Maß ernst genommen; wichtige Ämter wurden tageweise und per Los vergeben. Damit wurde tatsächlich jedem Bürger die gleiche politische Urteilsfähigkeit und Eignung attestiert.

Mehr als zweitausend Jahre später setzte sich in der abendländischen Aufklärung mit Rousseaus optimistischem Bild des von Natur aus guten Menschen (nicht mit der biblischen Begründung, auf die noch John Locke setzt) in der politischen Theorie der Gedanke einer universellen politischen Gleichberechtigung durch, wie sie sich in den zuvor zitierten Texten darstellt, die sich auf die angeblich natürliche Gleichheit beziehen. Immanuel Kant hatte Aufklärung als die Befreiung des Menschen aus selbst(!)verschuldeter Unmündigkeit bezeichnet. War dies noch die Forderung nach einem Mündigwerden der Menschheit, so wird diese politische Mündigkeit in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der Erklärung der Menschenrechte bereits vorausgesetzt. Der Gleichheitsgrundsatz beruht demnach nicht wirklich auf der Fiktion von Gleichheit, ja nicht einmal auf Gleichwertigkeit, sondern auf einem aufgeklärten Weltbild, das jedem Menschen ein Mindestmaß an Vernunft zubilligt, für sich selbst zu entscheiden und an Entscheidungen, die über ihn getroffen werden, mitbeteiligt zu sein. Jedem, das heißt allen.

Menschliche Gleichheit ist also keine reine Fiktion, und auch nicht nur religiös begründet, aber auch nicht vollständig beweisbar, sondern eher eine begründete Hypothese. Jedenfalls wirft der Gleichheitsgrundsatz Fragen auf: Wo gilt er? Nur in der Politik? Oder auch in Gesellschaft, Recht, Wirtschaft, Kultur und Sport? Wie wird er dort, wo er gilt, um- oder durchgesetzt? Muss Gleichheit, wo sie gilt, aber nicht vorliegt, hergestellt werden?

Der Versuch einer Antwort auf diese Fragen im nächsten Heft der BDA-Informationen.

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 3.21 befassen sich mit dem Thema „scheitern“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leserinnen und Leser.

Redaktionsschluss: 3. August 2021

MOEDING

MOEDING
IHR PARTNER FÜR INDIVIDUELLE FASSADEN

PLANER I DIETRICH | UNTERTRIFALLER ARCHITEKTEN ZT GMBH
UND CHRISTIAN SCHMÖLZ ARCHITEKT
OBJEKT I STADTBIBLIOTHEK, DORNBIRN
FOTOGRAFIE I STEFAN MÜLLER-NAUMANN

WWW.MOEDING.DE

NARRATIVES ARCHITEKUR-ERLEBEN UND MENSCHLICHE IDENTITÄT. WARUM ES WICHTIG IST, ÜBER DIE RATIONALE FUNKTIONALITÄT DES BAUENS HINAUS ZU DENKEN.

Christian Illies

Den Immobilienanzeigen entnehmen wir, wo ein Haus liegt, wie viele Quadratmeter die Wohnung hat, wie hoch die Miete und was seine Energiebilanz ist. Der Stellplatz für das Auto ist erwähnt und ob sich ein Balkon nach Süden streckt, der den Marktwert steigert. Natürlich schauen wir uns die Fotos an, um

einen Eindruck zu gewinnen, ob die Wohnung oder das Haus uns ästhetisch ansprechen. Wenn all das einigermaßen stimmt, schicken wir dem Makler eine WhatsApp.

Aber das ist nicht alles. Es gibt aber auch ein Erleben „anderer“ Art, das Thema meiner Überlegungen ist. In dem ersten Teil dieses Beitrags (Das andere Erleben der Architektur / Teil I / BDA Informationen 4.2020, S. 20–24) fanden sich Beispiele für eine andere Bedeutungsqualität von Gebäuden, Räumen, und Orten, die als mythische Einbettung, geschichtliche Aufladung, oder auch nur als bedeutungsvoll erscheinende Atmosphäre, zum Beispiel als unheimliche Räume, erlebt werden.

In all diesen Beispielen lässt sich etwas Gemeinsames finden, eine Weise eines anderen Architekturerlebens, die wir ernst nehmen sollten. Allgemein lässt er sich als der halb bewusste – halb unbewusste Versuch charakterisieren, Eindrücke intentional zu verbinden, als Teil zielgerichteter Vorgänge, und in ein narratives Bedeutungsnetz einzubinden. Das Haus, seine Geschichte scheint zu uns zu sprechen, uns zu meinen, zu etwas aufzufordern. Das war das Ergebnis der beiden ersten Teile dieses Beitrags, die in den letzten beiden Nummern der BDA Informationen (4.2020, 1.2021) zu finden sind.

Aber wieso erleben wir die gebaute Umwelt manchmal so, woher haben wir dieses eigentümliche Vermögen, ja die spontane Neigung, das Bedürfnis zu narrativen Verknüpfungen? Weil wir Menschen auf diese intentional-narrativen Verknüpfungen angewiesen sind – und damit auf Architekturerfahrungen, die solche Erlebnisse erlauben. Dies soll in dieser Folge aufgezeigt werden.

Die Identität braucht Mythen

Welchen Sinn könnte das Vermögen solchen Erlebens haben, den wir von der Evolution ererbt haben? Warum ist es mehr als ein Kitzel seltsamer Gefühle, der uns noch aus den Tiefen der menschlichen Urgeschichte anhaftet? Kurz hatte ich einleitend schon auf den Philosophen Jean Gebser verwiesen, der den mythischen Menschen auch in einer Frühzeit der Menschwerdung lokalisiert, in die Zeit der großen Mythen über den Ursprung des Kosmos und die Handlungen der Götter oder Helden. Den damaligen Menschen spricht er dann auch (nur) „eine Art Traumbewusstsein“ zu, das weit von unserer Rationalität entfernt sei. (1) Aber dieses Bewusstsein sei mit der Entwicklungsgeschichte nicht einfach vergangen, sondern der mythische Mensch sei immer noch in uns lebendig, fügt Gebser hinzu, wir haben eine mythische Ebene unseres Bewusstseins – und das aus gutem Grund.

Was dieser gute Grund ist, lässt sich nun vor allem von der psychophilosophischen Theorie der „narrativen Identität“ des Menschen lernen. Von Sören Kierkegaard inspiriert und von Philosophen wie Paul Ricœur und Alasdair MacIntyre weiterentwickelt, argumentiert

diese Theorie, dass wir nur sind, was wir sind, weil wir uns selbst und anderen bestimmte Geschichten über uns selbst erzählen. Unsere Identität und Selbstsinngebung fusst darauf, sich narrativ (und nicht kausal erklärend) einzubetten in seine Umwelt und Mitwelt, das Vergangene und auch Zukünftige. Indem wir sie erzählen, konfigurieren wir uns erst und immer wieder neu. Denn unsere Identität ist nichts Statisches, sondern etwas zu Erringendes: Menschen formen und stabilisieren ihre individuelle Identität, indem sie persönliche Erfahrungen zu einem verinnerlichten, sich entwickelnden Bedeutungsnetz verbinden können, eben einer Geschichte, die ihnen eine innere Einheit, einen sinnvollen Zusammenhang und Ziel ihrer Existenz vermittelt. (2) Bildhaft kann man sich diesen Vorgang als Einbettung in konzentrischen Kreisen vorstellen, zunächst bin ich eingebettet in meine individuelle Geschichte, dann in die größere Geschichte einer bestimmten Kultur und einer bestimmten Zeit, die wiederum von Politik, Religion, Philosophie und Wissenschaften, aber auch von Traditionen, Büchern und Filmen erzählt wird. (Oder auch von Seifenopern, in denen das Individuum sich zu tief einbetten kann, wie wir von Woody Allen wissen – „Imitiert die Kunst das Leben oder imitiert das Leben das Fernsehen?“ (Midnight in Paris, 2010)).

Denken wir zum Beispiel an unsere zeitliche Identität. Um ein sinnvolles oder vielleicht sogar überhaupt ein Leben zu führen, müssen wir uns als identisch über die Zeit wissen, als das selbe „Ich“ in der Vielzahl von unterschiedlichen Situationen und Ereignissen durch die Zeit hindurch, das da gehandelt hat und handelt und handeln wird, Erfahrungen machte und macht, denkt und leidet und sich in die Zukunft streckt. Was auch immer diese Identität metaphysisch bedeuten mag, wir erleben sie als inneren Zusammenhang einer bedeutungsvollen Sequenz, bei der Ereignisse unterschiedlicher Zeiten verbunden sind, indem sie alle meine Erlebnisse oder Taten sind. Aber nur mit Geschichten können wir diesen Zusammenhang herstellen. Wenn Theodor Storm sich fragte, ob er das Kind war, das dort einst in der Stadt aufwuchs, muss er mit seinen Erinnerungen Jahre und Jahrzehnte zurückschreiten. Und dieser Weg vom alten Storm zu dem Kind ist nur narrativ zu beschreiten, es bringt oder enthüllt eine Einheit, indem sie Ereignisse und Erfahrungen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in wechselseitige Beziehungen bringt. Die Handlung dieser Geschichte „vermittelt zwischen den einzelnen Ereignissen oder Begebenheiten und der Geschichte als Ganzes“, wie Paul Ricœur schreibt. (3) Und wir können hinzufügen: Je mehr Lebensereignisse ich zu einer Gesamtgeschichte verbinden kann, desto mehr erlebe ich eine sinnvolle Identität (– dem Dementen dagegen entzieht sich mit seiner Erinnerung dieser innere Zusammenhalt).

Die Geschichten, mit denen der Mensch das Sinn-Netz seiner Identität webt, können sehr unterschiedliche Formen annehmen. Traditionelle Erzählungen sprechen von Gott oder Göttern, Engeln und Dämonen, vom Schicksal, Aufgaben und anderen Mächten, die den

Rahmen bestimmen, in dem sich der Einzelne einordnen musste. Die Dramatis Personae heutiger Geschichten sind bei vielen eher Zufall und Pech, Beziehungen und Gesellschaft, Erlebnisse, Wohlstand, sexuelle Interessen oder Macht und Karriere. Aber unabhängig davon, welche Deutungsbegriffe für den Einzelnen wichtig sind, die Grundstruktur ist gleichbleibend: Menschen müssen die Puzzleteile heterogener Lebensereignisse zu einem Ganzen oder zu einer Einheit fügen, um so eine Vorstellung ihrer individuellen Identität zu entwickeln.

Der fortlaufende Prozess steht vor vielen Herausforderungen. Oft schaffen wir es nicht, Dinge zusammenzubringen, eine sinnvolle Ordnung narrativ herzustellen. Menschen erleben sich manchmal als fragmentiert, ihre Identität als inkohärent. (4) So der Pubertierende, der Traumatisierte oder der Demente. Oder die Geschichte, die sie sich erzählen, ist keine gute, ist nicht bedeutungsvoll, sondern beunruhigend oder banal. Geschichten können die Tatsachen und Ereignisse des eigenen Lebens mehr oder weniger, ehrlich oder mit Selbsttäuschung zusammenfügen. Trotz allem: Der erzählerische Zugang zur Welt ist unvermeidlich, ja notwendig für das Menschsein. Das Leben, um noch einmal Ricœur zu zitieren, ist „ein rastloses Tun und leidenschaftliches Suchen nach einer Erzählung“. (5)

Die mythische Bewusstseinsschicht, die Jean Gebser beschrieb, ist also kein Relikt der Vorgeschichte, sondern gehört entscheidend zu uns Menschen. Das Erzählen von Geschichten ist kein schlechtes Denken, nicht irrational, sondern eine zutiefst wichtige, notwendige Handlung, um innere Stabilität und so etwas zu finden wie eine eigene Persönlichkeit. Wir sind zwar nicht nur eine bloße Geschichte, aber wir brauchen die Geschichten, um uns unserer ganz bewusst zu werden.

Räume für Geschichten

In unseren Geschichten tauchen sehr oft Gebäude auf. Das sollte nicht überraschen; denn Häuser und Räume sind entscheidend für diese narrative Identitätsfindung. Architektur kommt uns schließlich besonders nahe, sie ist wie eine zweite Seelenhaut. (Oder wie eine dritte Haut, wenn wir Gottfried Semper folgen, der bekanntlich Kleidung als zweite Haut betrachtete). Unser Haus, wie wir uns einrichten, wie wir darin leben und wirken, all das sind tiefgreifende Selbstausdrücke und Erfahrungsorte von uns selbst. Wenn wir die Erfahrungen und Erlebnisse unseres Lebens, die Erinnerungen und Widerfahrnisse narrativ verknüpfen wollen, dann gehören unterschiedliche Gebäude in besonderer Weise dazu.

Deswegen erleben wir andere Menschen auch näher, oft tiefer in ihren Häusern, dort sehen wir, wie sie leben und leben wollen – und damit wer sie sind. Sigmund Freud betrachtete Häuser ausgiebig in seiner Traumdeutung, die Gestaltpsychologie hat gezeigt, dass für

uns Häuser ein Alter Ego sind, und der französische Philosophenpoet Gaston Bachelard beobachtet: „Das Bild des Hauses scheint die Topographie unseres intimen Wesens zu zeigen“, ja, es sei geradezu „ein Werkzeug zur Analyse der menschlichen Seele“. (6) (Psychologen raten deshalb, nicht nur die potenzielle Schwiegermutter, sondern vor allem die Wohnung eines potenziellen Partners kritisch zu beäugen.)

Es ist also nicht überraschend, dass die andere Seite des Architekturerlebens nicht endet und auch in der entzauberten Welt technischer Rationalität immer wieder aufscheint. Räume sind zu wichtig für unsere Geschichten, auch weil es in diesen Geschichten eines Lebens ja immer darum geht, was an Orten geschah, wie man in Orten lebt und welche Orte man erstrebt oder findet.

Das gibt aber der Baukunst eine wichtige Aufgabe, denn Gebäude können bei unserer Geschichte helfen, aber auch stören und gar irritieren. Es irritiert zum Beispiel, wenn das Bauwerk uns wenig anspricht, nur banale Formen sowie eine nicht weiter sinngeladene Funktionalität bietet. Das hinterlässt bei uns eine Art Leerstelle, macht kein erinnerungswürdiges narratives Angebot. Ohne solche Angebote bleiben Gebäude weit hinter dem zurück, was sie sein können und worauf wir mit unserer Identität angewiesen sind.

Aber was bedeutet das konkret, wie kann die Architektur gestalterisch solche Angebote machen? Dafür wird es nicht eine Antwort oder gar ein Rezept geben können, sondern viele (und leider auch sehr viele schlechte). Aldo van Eyck, der diesem Ideal einer Bauweise mit narrativen Angeboten nahekommt, will zum Beispiel bewusst architektonische Ambivalenzen schaffen oder Zwischenräume, die unterschiedliche Lesarten und Gebrauch zulassen. Damit wollte er an unsere Vorstellungskraft appellieren und konstruktive Erfahrungen und Verknüpfungen ermöglichen. Kreativ müssen wir also nach solchen Wegen suchen und uns vor allem uns stets bewusst sein, was wir mit der Architektur erreichen wollen. „Die Architektur braucht nicht mehr und sollte niemals weniger tun, als die Heimkehr des Menschen zu unterstützen.“ (7).

Mit seiner Einsicht formulierte van Eyck schon vor Jahrzehnten, was das Ergebnis meines Nachdenkens über die andere Seite des Architekturerlebens darstellt: Der Mensch erlebt Bauwerke nicht nur kausal-funktional, sondern verbindet Eindrücke intentional und bindet sie in ein narratives Bedeutungsnetz ein. Es gehört zum Menschen, das zu können, weil er erst so seine Identität erringt und erhält. Und manche Bauwerke vermögen hier bessere, reichere Angebote an das Erleben zu machen als andere. Soweit kann die Philosophie theoretisch versuchen, das manchmal geheimnisvolle, andere Architekturerleben zu erhellen. Die praktische Konsequenz zu ziehen, nämlich den Menschen sinnvolle Angebote für ihre Geschichten zu erbauen, bleibt die besondere Aufgabe und Verantwortung der Architekten.

Ich bin Matthias Betz, Klaus Bieberstein, Martin Düchs, Andreas Grüner, Michael Heinrich und Nick Ray dankbar für anregende Gespräche, Inspirationen, Kritik und Informationen. Vor allem aber Hans Gutbrod, der mir wie am Kaminfeuer erstmals von der Bedeutung von Geschichten erzählt hat.

(1) Jean Gebser, The Magic Structure of Man, in: Vorlesungen und Reden zu „Ursprung und Gegenwart“ (Gesamtausgabe Band V/II), Schaffhausen: Novalis 1977, 165–180, S. 166.
(2) Dazu reicht die Kausalgeschichte über die Wirklichkeit, das dominierende Narrativ der Moderne und ihrer Wissenschaften, nicht aus. Sie ist nicht hilfreich für das Verständnis eines menschlichen Lebens (oder gar der menschlichen Geschichte, einer Kultur oder eines gesellschaftlichen Ereignisses).
(3) Paul Ricœur, Time and Narration, Vol. 2, University of Chicago Press, 1984, S. 65.
(4) Sehr schön hat das Vittorio Hösle analysiert: „Individuelle und kollektive Identitätskrisen“, in: Daniel Büchner (Hrsg.), Studien in memoriam Wilhelm Schüle, Rahden 2001, 197–206.
(5) Paul Ricœur, Life in Quest of Narrative, in: David Wood (ed.), On Paul Ricœur, London: Routledge 1991, S. 29.
(6) Gaston Bachelard (1958), The Poetics of Space, New York: Penguin 2014, S. 20 und 21.
(7) Zitiert nach Herman Hertzberger, in: Addie van Roijen-Wortmann, Francis Strauven (Hrsg.), Aldo van Eyck, Amsterdam: Stichting Wonen 1982, S. 65.

SIEBEN FRAGEN AN

ERWIEN WACHTER

1. Sie sind seit 32 Jahren im BDA. Haben Sie einen Wunsch für die Zukunft? Wenn ja, welchen?

… hätte ich keinen, dann wäre alles zum Besten. Das ist es aber nicht. Ich wünsche dem BDA weniger Selbstbezogenheit und stattdessen mehr Mut, sein Tun in den Dienst der Vermittlung des Werteverständnisses von Architektur in der Gesellschaft zu stellen. Ohne kommunikative Kraft können auch Preise und Ausstellungen die Architektur nicht vor der voranschreitenden Instrumentalisierung durch Politik, Wirtschaft und zivilgesellschaftlichen Aktivismus schützen.

2. Was ist der BDA für Sie?

… für mich idealerweise ein „Bund“ idealistischer Individualisten, die ihre kreative Leistung und ihre Unabhängigkeit fern jeglicher Weisungsbindung verantwortlich hochhalten.

3. Was unterscheidet den BDA von anderen berufsständischen Institutionen?

… etwas Grundsätzliches: Eine Mitgliedschaft erfolgt durch eine Berufung. Das Bekenntnis zum „Bund“ begründet sich überwiegend als idealistisch geprägtes Übereinkommen im Wertekanon architektonischen Wirkens.

4. Hat Sie ein Gebäude oder eine Planung in letzter Zeit besonders beeindruckt?

… oder eine Persönlichkeit – ein Gebäude zu nennen, wäre mir zu wenig. Beeindruckt hat mich durch sein Lebenswerk Balkrishna Doshi aus Indien, aber ebenso die viel jüngere Mariam Kamara aus Niger, beide insbesondere wegen ihrer Bereicherung der Sprache der Moderne mit regionalen Bautraditionen. Zusätzlich Carla Juaçaba aus Rio de Janeiro zu erwähnen, ist mir wichtig wegen ihres Engagements, in ihrem Werk den Stellenwert der Architektur in kultureller wie auch in sozialer und politischer Hinsicht konsequent zu thematisieren.

5. Wie lange wollen Sie (denn) noch als Architekt tätig sein?

… was für eine Frage! Idealerweise ist man im elementarsten Sinne Architekt oder Architektin und bleibt dies ein Leben lang – ob planend oder denkend, das ist kein Widerspruch.

6. Was fällt Ihnen zur Frage nach der Zukunft der Architektur ein?

… sie ist multifunktional, beyond, quer, inter, trans und hyper zugleich, als Baukunst ist sie Erfindung, ist sie Entdeckung, ist sie Denkprozess, ist sie autonom auf dem Fundament der Baugeschichte. Eines, wenn sie überleben will, ist sie nicht: bloße (Bau)-Produktion.

7. Gibt es eine Erwartung, die Sie in Ihrem beruflichen Leben schon aufgeben mussten und welche würden Sie niemals aufgeben?

… eine Erwartung – nicht, dass ich wüsste, eine solche gehabt zu haben. Eine Vorstellung schon, und diese würde ich nie aufgeben: immer weiter in die Tiefe der Geheimnisse der Architektur vorzudringen, und damit die Überzeugungskraft zu stärken, um ihre einmalige gesellschaftliche Bedeutung als soziale Aufgabe zu vermitteln.

LYDIA HAACK IST NEUE PRÄSIDENTIN DER BAYERISCHEN ARCHITEKTENKAMMER

Die XIII. Vertreterversammlung der Bayerischen Architektenkammer hat in ihrer konstituierenden Sitzung am 25. Juni 2021 Architektin und Stadtplanerin Prof. Lydia Haack zur Kammerpräsidentin gewählt. Neu gewählter 1. Vizepräsident ist Architekt Prof. Clemens Richarz. Zum weiteren Vizepräsidenten wurde Landschaftsarchitekt und Stadtplaner Franz Damm ernannt.

„Ich bedanke mich für das Vertrauen und freue mich auf die gemeinsame Zusammenarbeit. Auf die Bayerische Architektenkammer warten große Herausforderungen, um den Berufsstand zukunftsfähig zu machen. Dazu gehören u. a. der Klimaschutz, die Digitalisierung und die Förderung des Nachwuchses. Im Team mit Vorstand und Geschäftsstelle werden wir diese und alle weiteren Aufgaben mit dem nötigen Respekt und Offenheit angehen.“, sagte Lydia Haack nach ihrer Wahl.

Neben der Präsidentin und den beiden Vizepräsidenten gehören in den kommenden fünf Jahren dem Kammervorstand an:

Dipl.-Ing. Univ. Karlheinz Beer, Architekt, Stadtplaner, Weiden
Dipl.-Ing. (FH) Annette Brunner, Innenarchitektin, München
Prof. Dr.-Ing. Natalie Eßig, Architektin, Bamberg
Dr.-Ing. Jörg Heiler, Architekt, Stadtplaner, Kempten
Dipl.-Ing. Univ. Ariane Jungwirth, Stadtplanerin und Architektin, München
Dipl.- Ing. Univ. Doris Lackerbauer, Architektin, Ruhpolding
Dipl.- Ing. (FH), M. Eng. David M. Meuer, Architekt, München

Auszug aus der PM der Bayerischen Architektenkammer

Der BDA Bayern gratuliert der Präsidentin, den Vizepräsidenten und allen Vorstandsmitgliedern der Bayerischen Architektenkammer zur Wahl und wünscht einen guten Start, eine beflügelnde Zusammenarbeit und viel Erfolg bei den anstehenden Aufgaben!

ERGEBNIS KAMMERWAHL 2021

Bereits Anfang Mai stand fest, dass der BDA Bayern mit 31 Sitzen stärkste Kraft in der Bayerischen Architektenkammer bleibt und seine 3 Sitze im Vorstand hält. Das gesamte Wahlteam mit BDA-Spitzenkandidatin Lydia Haack, Karlheinz Beer, Jörg Heiler, Stefan Krötsch, Michael Leidl, Rainer Post, Matthias Köppen und Stephan Rauch erzielte ein hervorragendes Ergebnis und zog geschlossen in die Vertreterversammlung ein. Diesen Teamgeist möchte der BDA Bayern auch in die Kammerarbeit tragen und freut sich auf die gemeinsame Arbeit mit den anderen Fraktionen.

Der Landesvorstand gratuliert den 125 gewählten Vertreter*innen aller Listen herzlich zur Wahl. Über die BDA-Liste wurden folgende Kolleg*innen aus allen Regionen Bayerns gewählt:

Prof. Lydia Haack, München, Karlheinz Beer, Weiden, Prof. Ludwig Wappner, München, Dr. Jörg Heiler, Kempten, Michael Hetterich, Würzburg, Peter Brückner, Tirschenreuth, Stephan Rauch, München, Prof. Hartmut Niederwöhrmeier, Nürnberg, Prof. Stefan Krötsch, München, Andreas Grabow, Nürnberg, Prof. Thomas Jocher, München, Jakob Oberpriller, Hörmannsdorf, Volker Heid, Fürth, Rainer Post, München, Roman Adrianowytsch, Augsburg, Rainer Kriebel, Würzburg, Prof. Sampo Widmann, Starnberg, Matthias Köppen, Nürnberg, Frank Lattke, Augsburg, Stefan Schlicht, Würzburg, Walter Landherr, München, Peter Dürschinger, Fürth, Prof. Herbert Meyer-Sternberg, Andechs, Georg Redelbach, Marktheidenfeld, Felix Bembé, München, Michael Leidl, Pfarrkirchen, Amandus Samsœ Sattler, München, Anne Hugues, München, Thomas Eckert, Regensburg, Prof. Karin Schmid, München, Annemarie Bosch, Erlangen

Allen Kolleg*innen der BDA-Liste wird nochmals für ihre Bereitschaft zur Kandidatur herzlich gedankt.

YOUNG BUT BUILT UND WIR SIND OFFEN

Eröffnung und Rahmenprogramm zur max40-Ausstellung in München

„Jüngere Architekten tun sich schwer, an interessante Aufträge zu kommen. Schuld sind unter anderem hohe Zugangshürden zu Wettbewerben“, titulierte jüngst die FAZ. Welche Potenziale damit ungenutzt bleiben, zeigte die Ausstellung „max40 – Junge Architektinnen und Architekten 2021“, die der BDA Bayern in der Münchner Architekturgalerie präsentierte.

Zur Ausstellungseröffnung am 15. April 2021 wurden unter dem Titel „Young but built“ Wege und Möglichkeiten diskutiert, wie die junge Architektengeneration Zugang zu interessanten Bauaufgaben bekommen kann, die ihnen den Weg in die Selbstständigkeit ermöglicht. Von Bauherrenseite bereicherten Michael Hardi (Leiter Stadtplanung München) und Max von Bredow (Vorstandsvorsitzender Quest AG) die Diskussion. Die Perspektive der jungen Architektengeneration vertraten die max40-Preisträger Benjamin Eder und Fabian A. Wagner.

Begleitend zur Ausstellung zeigten ausgezeichnete Teilnehmer*innen ihr Potenzial: In einzelnen Werkvorträgen stellten sie ihre prämierten Projekte per Live-Stream vor. Das Motto des Formats „Wir sind offen“ war Programm und steht für Offenheit gegenüber junger Architektur von jungen Architekt*innen. Die anregenden Werkberichte verdeutlichten Kreativität und Umsetzungsstärke der Teilnehmer*innen und zeigen, dass man mit großer Zuversicht in die Zukunft blicken kann: Mehr junge Architektur für Deutschland!

Alle Werkvorträge können im Nachgang auf dem YouTube-Kanal des BDA Bayern angesehen werden.

Den Auftakt machten am 20. April 2021 Benjamin Eder mit seinem Projekt Sanierung eines Bergbauernhofes (Preisträger), Robert Ilgen (TAKTAK Architektur und Szenografie) mit seinem Projekt BUTZE! Sommertal (Anerkennung) und Felix Huber (Architekturbüro Huber) mit seinem Projekt Wohnhaus Schwab (Engere Wahl).
Am 22. April 2021 sprach Kristina Egbers (für Ingenieure ohne Grenzen e.V.) über ihr Projekt Initiative Rising Star – Schulgebäude für Hopley, Simbabwe (Preisträger) und Till Gröner (supertecture) über sein Projekt Shree Shila Devi School (Anerkennung).
Am 27. April 2021 sprachen Julian Chiellino, Felix Reiner und Sophie Reiner (studioeuropa) über ihr Haus im Allgäu (Preisträger).
Am 29. April 2021 sprachen Sebastian Jud (Judarchitektur BDA) über sein Projekt Grundschule und Kindertageseinrichtung in Ulm (Preisträger), Max Otto Zitzelsberger über seine Projekte Warte Haus in Landshut (Anerkennung) und Erklär Anlage in Berngau (Engere Wahl), Christian Groß (Christian Groß Architektur) über sein TAP Einfamilienhaus in Pähl (Engere Wahl) und Lena Unger (Meier

Unger Architekten) über ihr Projekt Einfamilienhaus Fockendorf (Engere Wahl).
Am 4. Mai 2021 sprachen Fabian A. Wagner (Buero Wagner) über sein Projekt Das Schwarze Haus (Preisträger), Bayr Glatt Guimaraes Architekten über ihr Projekt Haus G-Holzhaus am Ammersee (Engere Wahl), Max und Jakob Giese über ihr Projekt Interventionen auf dem Biolandhof Schürdt (Engere Wahl) und Michael Schoener und Fabian Panzer (Schoener und Panzer Architekten) über ihre Judohalle in Holzhausen (Engere Wahl).
Den Abschluss machten am 6. Mai 2021 Jan Keinath und Fabian Onneken (KO/OK Architektur BDA) mit ihrem Projekt Kegelbahn Wülknitz (Preisträger), das Atelier Kaiser Shen mit ihrem Projekt Mikrohofhaus Ludwigsburg (Anerkennung) und Lina Maria Mentrup (Architekturbüro Mentrup) mit ihrem Projekt Wohnen an der Bergkette (Engere Wahl).
Die Live-Streams wurden begleitet von Prof. Lydia Haack (Landesvorsitzende BDA Bayern), Stephan Rauch (Referent für Nachwuchsförderung im BDA Landesvorstand) und Nicola Borgmann (Direktorin Architekturgalerie München).

In Kooperation mit der Architekturgalerie München. Weitere Informationen zum Preis und zur Ausstellung unter www.bda-max40.de

6. BDA REGIONALPREIS-NIEDERBAYERN-OBERPFALZ 2021

Pressemitteilung des BDA-Kreisverbandes Niederbayern-Oberpfalz

Ein zentrales Anliegen des Bundes Deutscher Architekten ist die Förderung des Dialogs aller am Baugeschehen Beteiligten und Interessierten. Dieses Ziel repräsentiert auch der seit 2003 in regelmäßigem Turnus vergebene Regionalpreis, in dem durch ihn bemerkenswerte zeitgenössische Architektur und guter Städtebau in Niederbayern und der Oberpfalz herausgestellt werden. Vor kurzem wurde dieser 6. Wettbewerb, der vom BDA-Kreisverband Niederbayern-Oberpfalz mit seinem Vorsitzenden, dem Architekten Jakob Oberpriller organisiert wird, entschieden.

Mit den Auszeichnungen und Anerkennungen, die an Architekt und Bauherr gleichzeitig verliehen werden und mit der Ausstellung der eingereichten Projekte, die auch auf Wanderschaft durch die gesamte Region geht, soll Architektur einer breiten Öffentlichkeit ins Bewusstsein gebracht werden, sobald Ausstellungen wegen der aktuellen Lage wieder durchführbar sind. Architektenkollegen und Bauherrn sollen ermutigt werden, in einen Qualitätswettbewerb einzutreten.

Mittlerweile hat die Jury des BDA Regionalpreises Niederbayern-Oberpfalz online getagt und ihre Entscheidungen getroffen. Mitglieder der Jury waren auch dieses Mal hochkarätige Experten und Expertinnen, die die Durchführung aus Idealismus und ohne

Vergütung ermöglichten:

Prof. Lydia Haack, Architektin BDA und Stadtplanerin, München, Konstanz
Prof. Andreas Denk, Architekturkritiker, Berlin
Prof. Jan-Henrik Hafke, Architekt BDA, Frankfurt a. Main
Prof. Much Untertrifaller, Architekt, Bregenz
Karl Rhöse, Architekt BDA ao. – Ltd. Baudirektor a. D., Landshut

Die Beurteilung der insgesamt 55 Arbeiten, 37 aus der Oberpfalz und 18 aus Niederbayern fiel der Jury aufgrund des hohen Qualitätsstandards nicht leicht. Nach eingehender Diskussion konnten vier Auszeichnungen, acht Anerkennungen und vier lobende Erwähnungen vergeben werden. Die Ergebnisse werden auf der Homepage www.regino.de präsentiert.

Der Regionalpreis und die übrigen Bestrebungen des BDA und der lokalen Architekturnetzwerke, Verständnis für Qualität in der Architektur der Region einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln, wollen das Erreichen dieses Ziels befördern. Dabei gewinnt das Thema Bauen im Bestand einen immer höheren Stellenwert, ebenso die Innenentwicklung der Städte und Dörfer. Dies trägt zusätzlich zum Erhalt oder zur Wiedergewinnung der Identität der Orte und der Regionen bei. Dabei war die Architektur jahrhundertelang identitätsstiftend und verlieh jeder Region ihre Unverwechselbarkeit. Es gilt, an diese Tradition anzuknüpfen und mit hoher Architekturqualität wieder regionale Identität zu schaffen.

Die von der Jury ausgewählten Auszeichnungen in verschiedenen Kategorien wie Städtebau, Bauwerke und Innenausbau zeigen, dass nicht Größe oder modische Accessoires, sondern allein die architektonische Qualität ausschlaggebend ist. Dabei schließen sich Funktionalität, technische Innovationen, Energieeffizienz, Nachhaltigkeit, Tradition und eine zeitgemäße Architektursprache nicht gegenseitig aus, sondern fügen sich im Idealfall ganzheitlich zu einem Mehrwert zusammen.

Der Dank des BDA-Kreisverbandes Niederbayern-Oberpfalz und seines Vorsitzenden Jakob Oberpriller gilt den Mitgliedern der Jury, die bereit waren, die Auswahl der Auszeichnungen und Anerkennungen vorzunehmen. Dank auch den Sponsoren, die das finanziell ehrgeizige Projekt unterstützt haben, sonst wäre es nicht realisierbar gewesen. Auch den Bauherrn und Architekt*innen gebührt der Dank des BDA-Kreisverbandes Niederbayern-Oberpfalz – nicht nur für das Einreichen von Projekten – sondern auch für das Schaffen vieler interessanter Projekte, die wieder einen Querschnitt des aktuellen Bauens in der Region zeigen, und auch wenn sie nicht prämiert wurden, ein hohes Qualitätsniveau aufweisen.

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass cura®

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

AUSZEICHNUNG

NIEDERBAYERN

Kreuzkirche Bad Abbach
Architekt Michael Feil Architekt BDA, Regensburg
Bauherr Evang.-Luth. Gesamtkirchenverwaltung, Regensburg

OBERPFALZ

Ort des Lernens
Architekt Brückner & Brückner Architekten GmbH, Tirschenreuth/Würzburg
Bauherr Stadt Tirschenreuth

Neubau Stadthalle Cham
Architekt Lamott.Lamott Architekten PartGmbB, Stuttgart
Bauherr Stadt Cham

Wohnanlage Deininger Weg
Architekt Diezinger Architekten GmbH, Eichstätt
Bauherr Stadt Neumarkt i.d.OPf.

ANERKENNUNG

NIEDERBAYERN

Filialkirche St. Peter in Ergolding
Architekt Nadler·Sperk·Reif Architekten Partnerschaftsgesellschaft mbB, Landshut
Bauherr Katholische Kirchenstiftung Mariä Heimsuchung, Ergolding

Kindergarten am Brauneckweg
Architekt Neumeister & Paringer Architekten BDA, Landshut
Bauherr Stadt Landshut

St. Franziskus Bruckberg
Architekt goldbrunner + hrycyk architekten, München
Bauherr Gemeinde Bruckberg

OBERPFALZ

Reaktivierung Vorstadtquartier Berching
Architekt KÜHNLEIN Architektur, Berching
Bauherr Stadt Berching

Rathaus Zeitlarn
Architekt Schretzenmayr - Architekten, Regensburg
Bauherr Gemeinde Zeitlarn

Spitalkirche St. Katharina Regensburg
Architekt Michael Feil Architekt BDA, Regensburg
Bauherr St. Katharinenspitalstiftung, Regensburg

Landratsamt in Neustadt/Waldnaab
Architekt Bruno Fioretti Marquez, Berlin
Bauherr Landkreis Neustadt a.d. Waldnaab

Alte Mälze, Lauterhofen
Architekt Berschneider + Berschneider GmbH, Pilsach
Bauherr Markt Lauterhofen

LOBENDE ERWÄHNUNG

NIEDERBAYERN

Hort St. Michael Gündlkofen
Architekt goldbrunner + hrycyk architekten, München
Bauherr Gemeinde Bruckberg

Marianische Votivkirche Passau
Architekt HM Zeilberger architekturbüro, Salzweg
Bauherr Marianische Votivstiftung, Passau

OBERPFALZ

Neubau Feuerwehr Tirschenreuth
Architekt Brückner & Brückner Architekten mit Schulz & Schulz Architekten, Tirschenreuth und Leipzig
Bauherr Stadt Tirschenreuth

Sushi-Bar Aska
Architekt PURE GRUPPE Architektengesellschaft mbH, Regensburg
Bauherr Anton Schmaus, Regensburg

ANMERKUNG DER REDAKTION ZUR VERSPÄTETEN GRATULATION

Der 90. Geburtstag ist ein Ereignis, das unbedingt Aufmerksamkeit verlangt hätte. In der pandemischen Zeit war vieles anders, da ist uns dieser Tag leider entgangen. Wir können uns für diesen Fauxpas nur entschuldigen und gratulieren nun Peter Lanz – von 1974 bis 1978 Vorsitzender des BDA Landesverbands Bayern und für seine Bauten mit mehreren BDA-Preisen ausgezeichnet – ganz herzlich doppelt: nachträglich zum 90. sowie zum Ende Mai begangenen 91. Geburtstag.

PETER LANZ 91

Christoph Zobel

Ein Déjà-vu

Unter uns Studenten der End-60er Jahre wurden für den Berufsanfang die Namen interessanter Büros gehandelt, Peter Lanz war ganz vorne dabei. So saß ich ihm bald darauf im Vorstellungsgespräch gegenüber. Ich hatte schon Einiges als Werkstudent erfahren, aber hier hatte ich eine andere Welt vor mir: offen, großzügig und welche Projekte! – Ich war begeistert! Peter Lanz war ganz in seinem Element, souverän und mit viel Charme – es ging gleich los.

Ich startete am Kaiserplatz im kleinen Team und großem Projekt, das Schulzentrum in Fürstenried. Wir schwelgten mit grenzenloser Experimentierfreude in Beton, damals Leichtbeton massiv, ohne jede Hemmung. Es war ein Gratwandel zwischen Freiheit und Vertrauen, Übermut und vollem Einsatz, begleitet von einer Mischung aus geschickter Motivation und deutlicher Autorität, – wir wären für ihn durchs Feuer gegangen!

Das Büro boomte, mein Anfang fiel in die Zeit der olympischen Spiele, „wir“ waren natürlich dabei, auch das legendäre Restaurant auf dem Olympiagelände gehörte dazu. ... Es war übrigens die beste Gelegenheit für eines der berühmten Bürofeste, die wir Mitarbeiter ausrichten durften, natürlich ohne große Rücksicht auf die Kosten. Und mit dem Expandieren musste dauernd umgezogen werden, jedes Mal wurde von neuem eingerichtet, die Planung und Organisation waren die privilegierten Sonderaufgaben, für die man leicht zu haben war. Lange Nächte gab es immer wieder, auch Wettbewerbe kamen dazu. Und wir wurden auch verwöhnt, es gab Mittagstisch, Unmengen von Kaffee und manches Mal auch eine Flasche Whisky auf den Tisch: „dann macht mal schön ...“ – wahrscheinlich wurde dazu noch ordentlich geraucht am Zeichenbrett.

Eine interessante Mannschaft kam da zusammen, viele gute Leute mit unerschütterlichem Selbstvertrauen, es gab kein Projekt, dem man sich nicht gewachsen fühlte. Dieses Bewusstsein wurde gut vermittelt. Und wenn es auch noch andere Zeiten waren, es war ein Geschenk, auf diese Weise in den Beruf zu starten, mit ungebremster Euphorie und grenzenlosem Zukunftsglauben.

Und Peter Lanz verkörperte ganz den Erfolg. Ein generöser Chef, der alles aufgebaut hatte und hinter allem stand, mit treffsicherem Urteil und über allem mit gutem Gespür unangefochten die Richtung gebend. In dieser Zeit gab es noch eine Chefetage und tatsächlich einen Chauffeur, er saß einsatzbereit viel auf seinem Stuhl im Flur vor dem Sekretariat, ein Tempelwächter, der die Schwelle markierte.

Einmal hätte ich es fast verdorben mit Peter Lanz: ich wagte es, im Baureferat ein Honorar für zusätzliche Leistungen zu verhandeln. Damit hatte ich eine Grenze überschritten – das war einzig Chefsache! Er war und blieb der Einzelkämpfer, er ließ sich nicht in die Karten schauen.

Auch hatte man es gewagt, beim Ausscheiden aus dem Büro sich bei „seinem“ Bauherrn noch weiter anzudienen, da gab es kein Pardon – das war dann nicht mehr lustig. Andererseits hatten wir das selbstständige Arbeiten gelernt, jede Aufgabe war zu lösen, und so war es für viele von uns naheliegend, sich nach diesen Anfangsjahren, auf eigene Füße zu stellen. So waren die Projekte des eigenen Büros rückblickend dann auch kaum bescheidener.

Die Verbindung zu diesen ersten Jahren bleibt wohl ein Leben lang erhalten. Noch lange habe ich im Traum die Mitarbeiterrolle durcherlebt und um die Anerkennung meines Chefs gerungen.

Wie viele mögen es wohl sein, die bis heute die Prägung „Peter Lanz“ mit sich tragen? Im Namen dieser Ungezählten: Gratulation und Dank!

KARLHEINZ RUDEL ZUM 85. GEBURTSTAG

Ulrich Karl Pfannschmidt

Lieber Karlheinz,

die Pandemie hindert uns zu feiern, was doch zu feiern wäre. Niemand weiß, ob bis zu Deinem 85. Geburtstag am 4. Mai das Tor zur Freiheit wieder aufgeschlagen wird, oder sich doch wenigstens ein schmales Pförtlein öffnet, damit wir ein Gläschen auf Dein Wohl trinken und ein bescheidenes Festmahl, einen Schmackofatz, vertilgen können. In einem Zustand allgemeiner Unsicherheit schadet es nicht, sich etwas zu vergewissern. So frage ich mich, wann wir uns zum ersten Mal bewusst begegnet sind. Ich vermute in der leuchtenden Ära, als BDA und Werkbund noch in alter Tradition gemeinsam in der Martiusstrasse wirkten. Genau erinnere ich mich an Dich und Deine Frau Walburg auf einer „Geisel-Reise“ mit Franz Hart in die Türkei zu den Werken des großen Architekten Sinan zwischen Istanbul und Edirne. Ihr folgten noch viele weitere Reisen.

Peter C. v. Seidlein schlug 1975 vor, Dich in den BDA aufzunehmen, Franz Hart und Rudolf Hlawaczek als Bürgen begleiteten Deinen Eintritt. Nobler geht es nicht. In all den Jahren seither, hast Du dem BDA in vielen Funktionen gedient. Dafür gebührt Dir großer Dank. Zusammen mit Deinem Partner Wilhelm Kücker hast Du das seltene Privileg, gerichtlich festgestellte Urheber eines künstlerisch bedeutenden Bauwerkes zu sein. Selten auch die Tatsache, dass Du zweimal Mitglied des BDA geworden bist, das zweite Mal 2012 nach Deinem Austritt von 2005. Kücker konnte sich dazu nicht entschließen und geisterte trotzdem häufig durch die BDA-Nach-

richten. In beider Haltung tritt die Verbundenheit mit dem BDA zu Tage. Freundschaft ist für Dich kein leeres Wort, wie ein Besuch am letzten Bett von Werner Wirsing zeigte.

Ehe ich fortfahre, Dich zu preisen, fordert die geschichtliche Wahrheit zu erwähnen, dass Du zu den Gründern der BDA-Stiftung gehörst und sie 16 Jahre als Schatzmeister begleitet hast. Du hast nicht nur Zahlen geschrieben, sondern auch angepackt, wenn eine Ausstellung aufzubauen war. Ich habe Deine Unterstützung in allerbester Erinnerung. Mit der gleichen, bedächtig ruhigen Art, hast Du auch in anderen Gremien gewirkt, immer ansprechbar, immer zuverlässig bis heute. Eine fränkische Eiche unter den raschelnden Zitterespen Oberbayerns.
Heute bist Du eine Stütze der viel zu selten tagenden Mittagsgesellschaft bei Gennaro Bussone. In ihr versammeln sich „alte weiße Männer und alterslose weiße Frauen“, die das meiste besser wissen, aber nirgends mehr Gehör finden. Lieber Karlheinz, bleib uns noch lange erhalten. Tanti auguri.

HANS ENGEL 85

Peter Fassl

Alen Jasarevic in den BDA-Informationen 1.16 und das Architekturmuseum Schwaben (AMS) in einer Werkschau würdigten 2016 den Architekten Hans Engel. In dem Ausstellungskatalog (AMS, Heft 31) wurde erstmals die Breite und Vielfalt seines Schaffens dargestellt, der von 1964 bis 2001 in Augsburg ein Büro mit 4–6 Mitarbeitern hatte. Neben einer umfangreichen Beratungs- und Verbandstätigkeit sind zu nennen: 29 Einfamilienhäuser, 15 Wohn- und Geschäftsgebäude, 61 Dehner Gartencenter in Deutschland und Österreich, 6 denkmalpflegerische Gebäudesanierungen, 4 Industrie- und Gewerbeanlagen (darunter 2 große Milchwerke), 11 Planungen für den öffentlichen Raum, 12 Bebauungspläne (darunter die Panzerwiese in München), 8 kirchliche Gebäude (darunter 3 neue Kirchen), 9 öffentliche Gebäude mit dem Bayernkolleg in Augsburg, 9 Wohnsiedlungen mit 1430 Wohnungen. Von 1962 bis 2001 beteiligte er sich an 94 Wettbewerben.

Hans Engel ist bis heute beratend und entwerfend tätig, wie etwa die Holzplastiken, seine Wegkapelle für das Projekt Sieben Kapellen – vielleicht sein schönstes Werk – und seine Beratungstätigkeit für die Arno Buchegger Stiftung zeigen.

Was kennzeichnet Hans Engel? Als gelernter Zimmermann in familiärer Tradition ist er bodenständig. Seine Arbeiten gehen vom Ort, der vorhandenen Struktur und dem jeweiligen Zweck aus. Die Verbindung von öffentlichem Raum und Architektur ist ihm wichtig. Bei der Altstadtsanierung in Augsburg in den 1970er und 1980er

Jahren, die er führend mitentwickelte, wertete er zunächst den öffentlichen Raum auf durch die Kanalaufdeckung, hochwertige Bodenbeläge der Wege und Plätze und sorgfältige Freiraumgestaltung. Dieselbe Qualität zeigen die Siedlungen und Wohnanlagen mit attraktiven Freiflächen, die Begegnungen und Leben ermöglichen. Die Architektursprache von Hans Engel ist modern und zeitgenössisch, aber nicht exzentrisch oder selbstdarstellend, dient der Bauaufgabe, ist fundiert durch eine empathievolle soziale Kompetenz und eine materielle Solidität. Bauen im Kontext mit einem feinen Sinn für Proportionen, Maßstab und Material. Hans Engel ist handwerklich und künstlerisch selbstgestaltend tätig, er ist ein Macher. Immer sucht(e) er das Gespräch und die Zusammenarbeit mit Kollegen, Künstlern, Landschaftsarchitekten, Freiraumplanern und Wissenschaftlern in einer bemerkenswerten Offenheit für Neues.

Sein Rat ist weiterhin gefragt, ob bei der Erweiterung des AMS, der Trassenführung der Straßenbahn beim Bahnhofstunnel oder der Begleitung des 7 Kapellen Projekts der Siegfried und Elfriede Denzel Stiftung.

Auch wenn Hans Engel sich inzwischen bedächtig bewegt, ein aufmerksamer und kluger Begleiter der Baukultur ist er allemal: für seine Familie, seine Freunde und die Bekannten eine Orientierung und ein natürlicher Mittelpunkt. Gesundheit, Glück und Zufriedenheit dem lieben Freund.

ZUM TOD VON KLAUS KINOLD

Wolfgang Jean Stock

Der Architekturfotograf Klaus Kinold hatte noch viele Pläne, bis zuletzt arbeitete er an seinen Projekten. Noch drei Tage vor seinem Tod am 20. März beendete er mit seiner langjährigen Assistentin Dagmar Zacher, die Winfried Nerdinger einmal „den guten Geist im Atelier Kinold“ genannt hat, den Entwurf einer neuen Publikation. Vorgesehen ist sie für seine Fotobuchreihe im Hirmer Verlag, in der bereits sechs Bände erschienen sind – wiederum gewidmet einem bedeutenden Architekten wie zuvor schon Egon Eiermann, Carlo Scarpa oder Rudolf Schwarz. Mit diesen selbst gestalteten Büchern zog der Fotograf ein Resümee seiner jahrzehntelangen Tätigkeit, als Quelle diente jeweils sein opulentes Archiv.

Klaus Kinold verstand sich als „klassischer“ Architekturfotograf. Was ist unter klassisch zu verstehen? Zunächst einmal, dass die Fotografie überwiegend schwarz-weiß auftritt. Zur Überraschung vieler, die sich Architektur nur noch in bunten Bildern vorstellen können, pflegen auch zeitgenössische Fotografen die bewährte Tradition – weil ihnen bewusst ist, dass solche Aufnahmen anders und viel intensiver gelesen werden. Das Auge des Betrachters wandert durch die Bilder und imaginiert dabei die „fehlenden“ Farben, ob einer besonderen Lichtsituation oder eines bestimmten Materials. Zum Zweiten bemüht sich die klassische Architekturfotografie um Objektivität. Deshalb vermeidet sie willkürliche oder verzerrte Perspektiven. Der Fotograf soll sich nicht selbst mit „spektakulären“ Ansichten in Szene setzen, sondern dem Betrachter den Charakter eines Gebäudes möglichst getreu vermitteln. Daraus folgt zum Dritten: Diese Fotografie will dem Architekten und seinem Bauwerk dienen.

Kein Wunder also, dass Klaus Kinold große Fotografen wie Albert Renger-Patzsch, Werner Mantz und Walker Evans zu seinen Vorbildern zählte. Wie seine Vorgänger pflegte er das schwarz-weiße Bild, wie diese fühlte er sich einer poetischen Sachlichkeit verpflichtet. Kinold, der nicht nur in ganz Europa als Auftragsfotograf gearbeitet, sondern außerdem internationale Fachzeitschriften für Architektur herausgegeben hat (etwa „KS Neues“ und „Bauen in Beton“), erwarb sich rasch den Ruf als herausragender Vertreter seines Metiers. Auf seinen Reisen begleiteten ihn häufig regionale Experten. In Belgien war es der Architekt, Hochschullehrer und Biennale-Kommissar Marc Dubois. Nach mehrjähriger Zusammenarbeit würdigte er Klaus Kinold als „Architekturfotografen von Weltformat“.

Von den meisten Kollegen unterschied ihn aber eines: Kinold war selber Architekt. 1939 in Essen geboren, studierte er an der Karlsruher Hochschule bei Egon Eiermann, jenem Meister des Stahlbaus, der seine Studenten zu Klarheit und Präzision führen wollte. Kinold ließ sich führen und kultivierte folgerichtig als lichtbildnerischer Autodidakt seine Haltung einer schnörkellosen Architekturfotografie.

Sein inzwischen viel zitiertes Motto war: „Ich will Architektur zeigen, wie sie ist.“ Kinold hatte das Glück, in Europa und Nordamerika wichtige Bauten von allen Meisterarchitekten der Moderne fotografieren zu können: von Alvar Aalto wie von Frank Lloyd Wright, von Mies van der Rohe und Walter Gropius, von Louis Kahn, Le Corbusier und Jože Plečnik. Ein zweiter Schwerpunkt seiner Arbeit waren suggestiv wirkende Panoramabilder von Landschaften und Orten, die er ohne Auftrag geschaffen hat.

Kinold, der seit 1972 in München lebte und arbeitete, wusste aber auch die Leistungen von Architekten zu schätzen, die vornehmlich in Bayern gebaut haben. Ausführlich fotografierte er etwa Gebäude von Hans Busso von Busse, Eberhard Schunck und Werner Wirsing. Ganz zu schweigen von Karljosef Schattner, dessen Werk er in der Nachfolge von Sigrid Neubert akribisch dokumentiert hat. Eine besondere Faszination empfand er auch für Hans Döllgast, dessen Auseinandersetzung mit kriegszerstörten Münchner Bauten ihn schon in den achtziger Jahren beschäftigt hatte. Kinold betrachtete es deshalb als schöne Fügung, dass er 2019 mit Unterstützung der BDA Stiftung Bayern im Ingolstädter Kunstverein eine konzise Ausstellung zum Thema „Schöpferische Wiederherstellung“ zeigen konnte. Dabei setzte er das Dreigestirn Hans Döllgast, Karljosef Schattner und Josef Wiedemann ins Bild – mit dem kulturellen Appell, deren herausragende Werke möglichst unverfälscht zu erhalten.

Ein Höhepunkt für Kinold war 2009 die große Ausstellung des Architekturmuseums in der Pinakothek der Moderne, die ihm Winfried Nerdinger eingerichtet hatte. Dort konnte er die ganze Spannweite seiner Architekturfotografie zeigen, bis hin zu bereits historischen „Reisebildern“ aus der DDR und der Sowjetunion, die bei Exkursionen der TU München entstanden waren. Zu sehen war auch sein Interesse am modernen Kirchenbau, das im Prestel Verlag zu drei Büchern geführt hat.

Klaus Kinold hat im Lauf der Jahrzehnte ein umfangreiches, ja einmaliges Fotoarchiv geschaffen. Als Vermächtnis hat er hinterlassen, dass diese Sammlung auch künftig den Medien wie der Wissenschaft zugänglich sein soll. So wird das Atelier Kinold von Dagmar Zacher weitergeführt werden. Ein erstes Datum ist der 11. Juni: In der Münchner Galerie Walter Storms wird eine Ausstellung zu zwei Schlüsselwerken von Mies van der Rohe, dem Barcelona-Pavillon und der Villa Tugendhat, eröffnet werden.

BEUTE

Michael Gebhard

Es gibt Bücher, die man unbedingt gelesen haben muss. Dabei sind solche die uns erfreuen, ja bisweilen sogar beglücken und eine tiefe Zufriedenheit auszulösen vermögen, dabei sind andere, die uns in fremde Welten führen und uns neue Erkenntnisse und bedeutsame Lebenseinsichten vermitteln, dabei sind aber auch solche, die es uns nicht so leicht machen, ja, die uns unzufrieden, bisweilen sogar erschrocken und ratlos zurücklassen. Um ein solches Buch soll es hier gehen.

Es ist ein Buch über Bayern, ein Buch über Zustände, die man bisher für jenseits des

Vorstellbaren gehalten hat, über Verhaltensweisen und Gepflogenheiten, die man bisher nur in obskuren Staaten, in weit entfernten Gefilden, vermutet hätte. Ein Buch das, an wahren, gut belegten Beispielen darstellt, wie an die Rechtschaffenheit des Gemeinwesens und seine Verwaltung glaubende Staatsdiener verfolgt, verleumdet und erniedrigt werden – weil sie die Interessenssphären einflussreicher Mitbürger und Politiker störten. Ein Buch das uns detailreich, an Beispielen aus dem wahren bayerischen Leben, aufzeigt wie man sich den Staat zur Beute machen, sich persönlich bereichern kann und als Krönung der Dreistigkeit die Allgemeinheit dafür zahlen lässt. Alles mit Deckung und aktiver Hilfe durch höchste Repräsentanten des Staates.

Das ist erhellend und zugleich zutiefst erschreckend und verstörend, meint man doch in einem Rechtsstaat zu leben, in dem gerade die hier beschriebenen Vorgänge gar nicht möglich sein, oder doch zumindest juristisch verfolgt werden sollten.

Das Buch von dem ich spreche ist Wilhelm Schlötterers „Wahn und Willkür“ im Untertitel „Strauß und seine Erben oder wie man ein Land in die Tasche steckt.“ Wilhelm Schlötterer wird nicht jedem bekannt sein. Er ist der ehemalige oberste Steuerfahnder in Bayern, der die „Amigo Affäre“ ausgelöst und den Fall des zu Unrecht viele Jahre in psychiatrische Kliniken weggesperrten Gustl Mollath aufgedeckt und maßgeblich an seiner Rehabilitierung mitgewirkt hat. Ein Mann der selbst Opfer von Machenschaften wie der hier beschriebenen wurde. Sein Buch ist jedoch nicht lediglich eine Sammlung von schon beinahe ans Absurde reichenden Ungeheuerlichkeiten, sondern, vor allem im letzten Teil, eine fundierte Auseinandersetzung mit den Konstruktionsfehlern im bayerischen und deutschen Rechtssystem, die politische Einflussnahme auf die Rechtsprechung viel zu einfach machen, und damit die beschriebenen Fälle erst ermöglichten.

Meldungen der Medien über aktuelle Praktiken einiger bayerischer Politiker im Zusammenhang mit Covid 19 sind leider nicht geeignet uns glauben zu lassen, dass das im Buch beschriebene System heute längst der Vergangenheit angehört. Vergegenwärtigt man sich all das hier Gelesene, will man seinen Ohren nicht trauen, wenn man immer wieder hört, wer von wem heute immer noch zum persönlichen Vorbild erklärt wird.

1946 verfasste der bayerische Dichter Joseph Maria Lutz eine neue Strophe zur Bayernhymne: „Gott (...) mit allen, die der Menschen heilig Recht treu beschützen und bewahren (...). Leider hat sie keine Aufnahme in die offizielle vom bayerischen Landtag beschlossene Fassung gefunden.

Wilhelm Schlötterer: Wahn und Willkür. Strauß und seine Erben, oder wie man ein Land in die Tasche steckt. München, Heyne Verlag, 2013

ANDREA GEBHARD IST NEUE PRÄSIDENTIN DER BUNDESARCHITEKTEN-KAMMER

Die Bundesarchitektenkammer (BAK) hat ein neues Präsidium. Es wurde auf der jüngsten Versammlung gewählt. Präsidentin ist nun die Münchner Landschaftsarchitektin und Stadtplanerin Andrea Gebhard. Im Amt des Vizepräsidenten bestätigt wurden Architekt Professor Ralf Niebergall aus Magdeburg und Innenarchitekt Martin Müller aus Gelsenkirchen. Neu gewählte Vizepräsidentin ist Architektin und Ministerialrätin Evelin Lux aus München.

„Ehrenamt ist eine große Chance, bietet Räume für mutiges Denken. Ich bedanke mich für das Vertrauen und freue mich auf das Amt und die gemeinsame Arbeit“, sagte Andrea Gebhard nach ihrer Wahl. „Unser Berufsstand übernimmt Verantwortung für den gesellschaftlichen Wandel und die Integration unserer Kulturwelt in die Naturwelt. Wirtschaftliche Stabilität und Perspektive für den Berufsstand sind Voraussetzung für die Qualität unserer Lebensräume. Die Novellierung der HOAI zu fordern, für mehr Leistungswettbewerb im Vergaberecht zu streiten, dafür stehe ich. Baukultur und eine nachhaltig gestaltete Umwelt gehören untrennbar zusammen.“

Andrea Gebhard ist seit vielen Jahren berufspolitisch engagiert. Sie ist Mitglied im Stiftungsrat der Bundesstiftung Baukultur sowie Vorsitzende im Beirat. Von 2007 bis 2013 war sie Präsidentin des Bund Deutscher Landschaftsarchitekten BDLA. Seit 2009 ist sie Inhaberin des Büros mahl·gebhard·konzepte.

Die bisherige Präsidentin Barbara Ettinger-Brinckmann kandidierte nach zwei Amtsperioden (2013–2021) nicht mehr. Auch Vizepräsident Joachim Brenncke aus Schwerin schied nach 20 Jahren aus dem BAK-Präsidium aus.

Die Bundeskammerversammlung bedankte sich bei Barbara Ettinger-Brinckmann und Joachim Brenncke für deren herausragendes ehrenamtliches Engagement.

Presse BBB Bundesbaublatt

AUSSTELLUNGEN

MÜNCHEN

Klaus Kinold: Ludwig Mies van der Rohe – Barcelona Pavillon – Haus Tugendhat
walter storms galerie, Schellingstraße 48, 80799 München
11. Juni – 31. Juli 2021

Ludwig Mies van der Rohe (1886–1969) zählt zu den herausragenden Vertretern des Neuen Bauens. Legendäre Berühmtheit erreichte er als Direktor des Bauhauses in Berlin ebenso wie als Lehrer am IIT in Chicago. Der 1929 errichtete Pavillon auf der Weltausstellung in Barcelona und das ein Jahr später fertiggestellte Haus Tugendhat in Brünn wurden zu Inkunabeln der Moderne.
Ludwig Mies van der Rohes Pavillon des Deutschen Reichs in Barcelona wurde zum Ausstellungsende abgebaut und erst zum 100. Geburtstag des Architekten 1986 weitgehend originalgetreu rekonstruiert. Dagegen war das Haus Tugendhat trotz sieben Jahrzehnten der Vernachlässigung zwar weitgehend erhalten, aber konnte erst 2010–2012 aufwändig saniert und in den Originalzustand zurückversetzt werden. Unter dem Eindruck der Wiederherstellung porträtierte der Archi-

tekturfotograf Klaus Kinold beide Bauten in präzisen Aufnahmen. Hirmer Verlag / www.storms-galerie.de

Die Ausstellung wurde noch von Klaus Kinold, der am 20. März 2021 verstarb, geplant. (Siehe Nachruf S. 59)

Taiwan-Acts. Architektur im Dialog mit der Gesellschaft
Architekturmuseum der TUM in der Pinakothek der Moderne
8. Juli – 3. Oktober 2021

Nach dem verheerenden Erdbeben vom 21. September 1999 haben sich in Taiwan zahlreiche Architekturinitiativen entwickelt, die die soziale Rolle des Bauens im eigenen Land zu ihrem Thema machen. Dazu gehören z.B.: die Maßnahmen zur Verbesserung der urbanen Struktur von Yilan, aber auch Kulturbauten, Infrastruktur und Wohnbau an anderen Orten auf der Insel. Präsentiert werden Projekte von Architekt*innen wie Ying-Chun Hsieh und Atelier–3, Fieldoffice Architects mit Sheng-Yuan Huang, das „Forward-looking Infrastructure Development Program for urban renewal in Hsinchu and Keelung City“ und auch Studio Cho and Chen-Yu Chiu. Viele von ihnen sind in Europa bislang kaum bekannt. Die Ausstellung „Taiwan Acts!“ ist damit die bislang größte Ausstellung zu diesem Thema und zeigt eine engagierte Kultur des Bauens und Planens, die in einem offenen gesellschaftlichen Dialog entstanden ist. www.architekturmuseum.de

5. Kunstareal-Fest München • Blickpunkte
16. Juli – 21. Juli 2021
www.kunstareal.de/kunstareal-fest

BASEL

Olafur Eliasson, LIFE
Fondation Beyeler, Basel
18. April – 11. Juli 2021

Seit über 25 Jahren erforscht Olafur Eliasson in seinem Werk Fragen der Wahrnehmung, Bewegung, Körpererfahrung und Selbstempfindung. Für ihn ist Kunst ein entscheidendes Mittel, um vom Denken zum Handeln zu gelangen. Eliassons breiter Praxis – Skulptur, Malerei, Fotografie, Film und Installationen – wurden weltweit zahlreiche Ausstellungen gewidmet. Über Museen und Galerien hinaus wendet sich seine künstlerische Arbeit auch an eine breitere Öffentlichkeit, etwa durch architektonische Projekte und Interventionen im öffentlichen Raum. Durch den Einbezug einer Vielzahl von Perspektiven – menschlichen ebenso wie nicht-menschlichen – lädt Eliassons Kunst dazu ein, zukünftige Formen der Koexistenz zu erarbeiten.

Für die Fondation Beyeler konzipierte Eliasson ein neues Ausstellungsprojekt, das den Titel „LIFE“ trägt. Es ist die erste ortsspezifische Installation des Künstlers in der Schweiz.
www.fondationbeyeler.ch/olafur-eliasson-life

BERLIN

Architektinnen BDA
BDA Galerie, Mommsenstraße 64, 10629 BERLIN

Ein Format des BDA Berlin im Rahmen von Women in Architecture Berlin 2021
Werkschau von BDA Architektinnen und begleitender Katalog
5. Juni – 1. Juli 2021

Präsenz zeigen und die Bedeutung von Architektinnen für die zeitgenössische Baukultur sichtbar machen: Unter diesem Leitsatz steht der Beitrag des BDA Berlin zum stadtweiten Festival „Women in Architecture Berlin 2021“, das vom 1. Juni bis 1. Juli 2021 mit zahlreichen Aktivtäten an den Start geht. WIA 2021 ist das erste Festival zu Frauen in der Architektur in Berlin. Die Initiatorinnen von n-ails e.V., und Architektenkammer Berlin sowie mehr als 20 weitere Institutionen von AIV und BDA bis TU Berlin laden vier Wochen lang zu Veranstaltungen an vielen Orten der Stadt.
www.wia-berlin.de

documenta. Politik und Kunst
Deutsches Historisches Museum Berlin
18. Juni 2021 – 9. Januar 2022

Die documenta spiegelt die Geschichte der Bundesrepublik. Seit ihrer Gründung 1955 war diese internationale Großausstellung ein Ort, an dem das westdeutsche Selbstverständnis verhandelt wurde. Zentral waren die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und die Blockbildung im Kalten Krieg. Progressive und regressive politische Tendenzen standen dabei von Anfang an nebeneinander.

Seit 1955 erheben die Macherinnen und Macher der documenta alle vier, später fünf Jahre den Anspruch, Einblick in aktuelle künstlerische Tendenzen zu liefern – den aktuellen Zeitgeist zu dokumentieren. Das Deutsche Historische Museum stellt die Geschichte der documenta erstmals in den Kontext der politischen, kultur- und gesellschaftsgeschichtlichen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Anhand von Kunstwerken, Filmen, Dokumenten, Plakaten und anderen kulturhistorischen Objekten zeigen wir die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen Politik und Kunst. In Oral-History-Interviews werden Zeitzeuginnen und Zeitzeugen der documenta zu Wort kommen.

Parallel wird die Ausstellung „Die Liste der ‚Gottbegnadeten‘. Künstler des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik“ gezeigt. Erstmals wurde für diese Ausstellung die Kontinuität nationalsozialistischer Kunst nach 1945 breit erforscht. Das Verhältnis von Politik und Kunst bildet in beiden Ausstellungen das Spannungsfeld. Die Gegenüberstellung eröff-

net eine neue Perspektive auf die Geschichte der Bundesrepublik in ihrem internationalen Kontext.
www.dhm.de

PREISE – EHRUNGEN

Lina Bo Bardi
Ehrung einer Ikone

Anlässlich der Eröffnung der 17. Internationalen Architekturausstellung, der Biennale in Venedig am 22. Mai 2021, wurde Lina Bo Bardi (1914–1992) mit einem Goldenen Löwen in memoriam ausgezeichnet.
www.labiennale.org/en/architecture/2021

Rafael Moneo
Der spanische Architekt Rafael Moneo wurde auf der diesjährigen Architekturbiennale von Venedig mit dem Goldenen Löwen für sein Lebenswerk geehrt.

Medizinisch gesprochen müsste man Architekt*innen als Allgemeinpraktiker*innen bezeichnen. Sicher, da und dort gibt es Vertreter dieser Gilde, die sich in einem ganz spezifischen Gebiet hervorgetan haben. Doch Architektur ist mit so vielfältigen Fragen verbunden, dass es eines großen Geschicks bedarf, all diesen Ansprüchen und Themen gerecht zu werden. Denn zur Architektur gehört nicht nur das Entwerfen und Erstellen von Bauwerken, sie ist vielmehr auch eine kulturelle Disziplin. Nicht zuletzt deswegen, weil auch das Weitergeben von Wissen Teil dieses Berufs ist. Es gibt Menschen, die an Mehrfachaufgaben wachsen, darin ihre Berufung finden. Zu diesen Personen gehört auch der spanische Architekt Rafael Moneo (*1937 in Tudela, Navarra).
Studium 1961 an der Escuela Técnica Superior in Madrid, dort Mitarbeit bei Javier de Sáenz de Oiza und in Dänemark bei Jørn

Utzon. Nach einem Stipendium in Rom 1965 Gründung des eigenen Büros in Madrid. Ab 1970 Lehrstuhlinhaber für Architekturtheorie an der Escuela Técnica Superior in Barcelona und Lehrstuhlinhaber für Komposition an der Escuela Técnica Superior in Madrid. Langjährige Lehrtätigkeit an der Harvard University Graduate School of Design, wo er noch heute als Professor Emeritus lehrt.
1996 Auszeichnung mit dem Pritzker-Preis.
Für sein Lebenswerk wurde er auf der diesjährigen Architekturbiennale ausgezeichnet.

Die Architekturbiennale wurde am 22. Mai eröffnet. Das Motto „How will we live together?“, also die Frage nach dem Zusammenleben, prägt die Architektur seit jeher, doch gerade heute ist das „together“ wichtiger denn je.

Aus: Susanna Koeberle, german-architects.com, 30. April 2021

FUNDSTÜCKE

MIT Media Lab wählt BioSuit-Erfinderin Dava Newman zur neuen Direktorin

Die ehemalige stellvertretende NASA-Administratorin, Raumfahrtforscherin und Erfinderin des BioSuit, Dava Newman, wird die neue Direktorin des MIT Media Lab. Newman wird die Rolle als MIT-Professor für Luft- und Raumfahrt am 1. Juli 2021 antreten.

Newman hat während der Obama-Regierung für die NASA gearbeitet und sich in ihrer Forschung auf die Unterstützung des menschlichen Körpers im Weltraum konzentriert, um die interplanetare Erforschung Wirklichkeit werden zu lassen. Sie ist die Designerin des BioSuit, eines flexiblen, hautengen Raumanzugs, den Astronauten auf dem Mars tragen sollen. Der BioSuit wurde in Zusammenarbeit mit der NASA und dem MIT entwickelt und ist eine praktische Alternative zu den traditionellen starren, gasgefüllten, druckgesteuerten Anzügen, den sogenannten „Extravehicular Mobility Units“. Newman wird diese Erfahrung in das MIT Media Lab einbringen, eine interdisziplinäre Forschungseinrichtung, die Experten aus einer Vielzahl von künstlerischen und wissenschaftlichen Fächern zusammenbringt.

Bebaute Flächen in Deutschland

Bis Mai 2019 wurden bundesweit mehr als 1.800 Bebauungspläne nach § 13b BauGB aufgestellt.
545 davon in Bayern. Das führte im Freistaat zu 1.345 Einfamilienhäusern, aber nur zu 53 Mehrfamilienhäusern. Es ist leichter, Bauland an der Peripherie in bislang unberührter Natur zu „mobilisieren“ – als die Brachen in der Ortsmitte zu ertüchtigen. Deutschland wird auf diese Weise, denn das Leben in ländlichen Regionen ist den schlagzeilenträchtigen Metropolen zum Trotz die Lebensrealität eines Großteils der Bevölkerung, immer mehr zu einem titanischen Donut: innen hohl, außen fett.
In Deutschland wird täglich eine enorme Fläche beplant: gerne mit Auto-Infrastruktur, Gewerbeeinöden und Wohnraummissverständnissen. Die Größe Helgolands verschwindet alle drei Tage unter Asphalt und einem apokalyptischen Ästhetik-Albtraum samt Schottergärten.

Gerhard Matzig, Süddeutsche Zeitung, 3.5.2021

WETTBEWERBE – AUSSCHREIBUNGEN

Nachhaltigkeit und Design im Gebäudebereich (05.05.2021) Pressemitteilung Bayerisches Staatsministerium für Wohnen, Bau und Verkehr

Bauministerin Schreyer ruft zur Teilnahme am Wettbewerb der EU-Kommission zum Neuen Europäischen Bauhaus auf – Vorzeigeprojekte zur Vereinbarkeit von Klimaschutz und Bauen – Nachhaltigkeit, Design und gesellschaftliche Teilhabe sollen miteinander verbunden werden

Bis zum 31. Mai 2021 lief der Wettbewerb der EU-Kommission zu Beispielprojekten mit Signalwirkung für das Neue Europäische Bauhaus. Gesucht wurden bestehende Projekte sowie neue Konzepte junger Talente, die Nachhaltigkeit, Ästhetik und gesellschaftliche Teilhabe miteinander verbinden. Mit dieser Initiative möchte Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen den Europäischen Grünen Deal, also bis 2050 als erster Kontinent klimaneutral zu werden.
Die Gewinner in jeder Kategorie können sich auf Preisgelder von 30.000 beziehungsweise 15.000 Euro sowie ein Medienpaket der EU-Kommission freuen.
www.europa.eu/new-european-bauhaus/2021-prizes_de

IMPRESSUM

Herausgeber:
Bund Deutscher Architekten BDA
Landesverband Bayern
Türkenstraße 34
80333 München

Die BDA Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr.
www.bda-bund.de/bda-informationen

Redaktion:
Ltd. Redakteur dieser Ausgabe:
Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, (V.i.S.d.R);
Dipl.-Ing. Michael Gebhard,
Dr.-Ing. Irene Meissner,
Dr.-Ing. Cornelius Tafel

Autoren:
Dr. Peter Fassl, Augsburg; Prof. Dr. Christian Illies, Lehrstuhl für Philosophie, Universität Bamberg; Dipl.-Ing. Ulrich Karl Pfannschmidt, Gerbrunn; Wolfgang Jean Stock, Autor und Architekturkritiker, München; Dipl.-Ing. Christoph Zobel, München

Für den Inhalt der Beiträge ist ausschließlich der jeweilige Autor und die jeweilige Autorin verantwortlich.

Layout und Gestaltung:
Sabine Seidl, Pfaffenhofen

Textredaktion:
Christa Weissenfeldt, München

Druck:
Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Umschlag:
170 g/qm Fedrigoni Woodstock Noce FSC

Schrift:
Circular

Einsendungen werden an den BDA Bayern erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN